

S i e b e n t e s K a p i t e l.

Die Regierung des Gratian, des zweyten
Valentinian, und des großen
Theodosius.

Fortsetzung und Beendigung des gothischen
Krieges.

579 bis
382.

Das dringendste und allerdings auch das schwierigste Geschäft, was dem neuen Kaiser oblag, war die Befreyung der verheerten Provinzen und die Verdrängung oder Unterjochung der Barbaren. Nicht weniger denn vier Feldzüge bedurfte Theodosius zu diesem Zwecke, während welcher die wenig zuverlässigen Geschichtschreiber dieses Zeitraums mehrerer blutiger und entscheidender Schlachten gedenken, von welchen es ihnen jedoch nicht gefallen hat, uns die nähern Umstände aufzubewahren. Im Gegentheil ergiebt es sich aus der Vergleichung mehrerer von ihnen aufbehaltenen Züge, ingleichen aus dem gänzlichen Stillschweigen der Lobredner dieses Kaisers, daß Theodosius, viel zu vorsichtig, das Heil seines Reichs und den Ruhm seiner beginnenden Regierung an den Wurf einer einzigen Schlacht zu

wagen, mehr durch Klugheit als Verwegenheit, mehr durch weises Zaudern, als durch eine unzeitige Vorschneelligkeit, den Trotz des Feindes gebrochen, und seine Macht geschwächt habe. Von Thessalonich aus, als aus dem Mittelpunkte des Kriegsschauplatzes, begünstigte er sich, die regellosen Bewegungen des Feindes zu beobachten, und die Operationen seiner Befehlshaber vom Bosphorus bis zum hadriatischen Meer zu leiten. Sorgfältig verstärkte er die Festungswerke der haltbaren Plätze, ergänzte und disciplinirte seine Truppen, übte die Landbewohner, und insonderheit die Bergleute in den Waffen, ergriff jeden sich darbietenden Vortheil, und hütete sich indessen wohl, dem Feinde die geringste Blöße zu geben. Allmählich erlaubte er den Besatzungen, hinter ihren Verschanzungen hervor zu gehn, und den sichern Feind zu überraschen. Manche streifende Parthey ward abgeschnitten, aufgehoben, oder niedergehauen. Fühlte der erfahrene Befehlshaber sich den Stärkeren, es sey der Zahl nach, oder wegen der Beschaffenheit des Bodens, so scheute er sich nicht, den Feind im offenen Felde anzugreifen; und jeder noch so unbedeutende Vortheil diente den Muth der Römer zu beleben, und den Schrecken des gothischen Namens zu vermindern. Nachdrücklicher aber noch, als Theodosius Weisheit und Besonnenheit, arbeiteten die innern Zwistigkeiten unter den Gothen für die Sache der Römer. Mit Mühe nur war es den überlegenen und ehrfurchtgebietenden Talenten des

Eritigern gelungen, diese ungeheure und äußerst verschiedenartige Menschenmasse in einem einigen, aller Organisation nur nicht gar ermangelnden Körper zusammen zu halten. — Raum aber war der erfahrene Feldherr von dem Schauplatz abgetreten, als das lose geschürzte Band, das so manche durch Sprache, Sitten, und alte Fehden getrennte Horden zusammen gehalten hatte, sich gänzlich löste, und die Ordnung der Anarchie, die Disciplin der Ungebundenheit, der Gemeingeist dem Egoismus Platz gab. Die Hunnen und Alanen ermangelten nicht, den von ihnen verdrungenen Gothen ihre feige Flucht aufzurücken. Zwischen den roestlichen und östlichen Stämmen erwachte der Geist der Eifersucht. So manche blutige Unbilde, deren man in den Zeiten der gemeinen Drangsal schon vergessen zu haben, ward wieder aufgefrischt, und mittlerweile entwöhnte man sich des Hasses gegen den gemeinschaftlichen Feind. Theodosius versäumte nicht, diese günstigen Ereignisse zu nutzen. Durch innerliche Aufsetzungen, durch den Beystand, den er den Schwächern leistete, durch das Mitleid, was er den sich gekränkt und beeinträchtigt wählenden bezeugte, wußte er den Funken der Zwietracht immer stärker anzublasen; durch Schmeichelen, Verheißungen und Geschenke gelang es ihm, manches unzufriedene Oberhaupt der gemeinen Sache abwendig zu machen, und in sein eigenes Interesse zu ziehen. In der Person des Modar, eines Oberhauptes von dem königlichen Geblüte der

Amaler, und eines der berühmtesten Parthengänger der Gothen, gewann der Staat einen treuen Vasallen, und einen entschlossenen Feldherrn. Der erlauchte Flüchtling erhielt den erhabnen Posten eines Magistri Militiæ, und der Kaiser selbst beehrte ihn mit einem besondern Zutrauen. Modar brannte vor Begierde, seines neuen Ranges und Vaterlandes sich würdig zu zeigen. Unterrichtet durch seine Rundschafter, daß ein starkes Corps seiner ehemaligen Landesleute mit Beute beladen, und von Wein übermannt in der Nähe läge, hieß er seine Mannschaft sich bloß mit einem Schwert und Schilde bewaffnen, überfiel die trunkenen Gothen, mezelte sie ohne Schonung nieder, und brachte außer einer beträchtlichen Beute und einer großen Menge gefangener Römer, einen Zug von viertausend Wagen zurück ins Lager. Ungleich wichtiger für Theodosius war der Uebertritt des Athanarich. Dieser bejahrte und berühmte Anführer war durch die immer wachsende Uebermacht der scythischen Barbaren dennoch endlich gezwungen worden, seines vorgeblichen Gelübdes ohngeachtet, über die Donau zu gehn, und kaum zeigte er sich an dem diesseitigen Ufer als seine ehemaligen Stammesbrüder in zahlreichen Schaaren sich wieder unter seine Fahne stellten. Allein das Alter hatte die Schnellkraft des grauen Kriegers gedämpft. Statt gegen den erfahrenen kriegskundigen Fürsten, der jetzt die römische Welt beherrschte, sich in das Feld zu wagen, neigte er vielmehr gern und

willig sein Ohr zu den vortheilhaften und ehrenvollen Anträgen, welche ihm von der Seite des Kaisers geschahen. Theodosius lud ihn zu einer Unterredung ein, und Athanarich ließ sich die Einladung belieben. Der Wichtigkeit seines neuen Bündsgenossen sattsam kundig, erwies Theodosius dem bejahrten Krieger alle ersinnliche Ehre, ging ihm in eigner Person mehrere Meilen außerhalb der Hauptstadt entgegen, umarmte ihn aufs zärtlichste, und führte ihn im Triumph in seinen Palaß. Athanarich, seiner Seits, konnte nicht satt werden, die Wunder der östlichen Hauptstadt anzustaunen. Ihre Größe, ihre Pracht, ihre Festigkeit, ihre ungeheure Bevölkerung, ihr Umfang, das unerschöpfliche Zusammenströmen von Menschen aus allen Enden der Erde, die stolzen Flotten, welche mit jedem wechselnden Winde, mit den Schätzen des Erdkreises befrachtet, in die vollgedrängten Häfen steuerten; dies alles erfüllte den erlauchten Barbaren mit Ehrfurcht und Entzücken. Warlich, rief er aus, der Herr der Römer ist ein Gott der Erde, und wer ihn anzutasten wagt, ist seines Blutes schuldig! Als er die Bildsäule erblickte, welche der große Constantin seinem Vater hatte errichten lassen, zerschmolz er in Thränen. Er fühlte sich heimisch in dieser ungeheuern Fremde, und gelobte, seine Tage in ihr zu beschließen. Nur zu bald, schon am vierzehnten Tage seines Aufenthaltes in der Hauptstadt, beschloß

er sie; und der staatskluge Theodosius wußte aus seinem, wie es schien, sehr ungelegenen Todesfall größern Nutzen zu ziehen, als er aus dem längern Leben des gothischen Oberhauptes möchte geschöpft haben. Er bestattete seinen Leichnam auf das feyerlichste. Er errichtete ihm ein prächtiges Denkmal, und zeigte sich so gerührt von seinem Verluste, und so voll Hochachtung für sein Andenken, daß das ganze Gefolge des Verstorbenen, von so vieler Großmuth gewonnen, in seine Dienste trat. Von nun an suchte jeder noch übrige unabhängige Befehlshaber sich aufs möglichst früheste mit dem Kaiser auszugleichen. Jeder fürchtete, der letzte zurück zu bleiben, und vereinzelt und verlassen das ganze Gewicht seiner Rache bestehen zu müssen. Die hartnäckigsten und unversöhnlichsten gingen über die Donau zurück, fanden aber auf dem von Fremden besetzten Boden ihrer Väter so wenig Trost und Frieden, daß auch sie sich endlich zu des Kaisers Gnade flüchteten. Theodosius erklärte, daß er ihrem Unglücke und ihrem demüthigen Bitten gewähre, was er ihrem Troße habe abschlagen müssen. Er erlaubte ihnen, über den Strom zurück zu kommen, räumte ihnen die wüsten Striche Thraciens und Moesiens ein, versorgte sie zu deren Anbau mit Korn und Heerden, und bald blühte dieser gutartige Boden unter der reuigen Pflege seiner ehemaligen Verwüster lachender auf, denn jemalen.

586.

Saphrax und Alathäus waren halb nach der Schlacht bey Hadrianopel und der Plünderung der umliegenden Provinzen über die Donau zurück gegangen, um in den mehr westlichen gelegenen Ländern neue Abentheurer zu suchen. Zehn Jahre lang waren sie bis an das Gestade des baltischen Meeres, in den Wäldern Germaniens umher geirrt. Verstärkt durch eine Menge Abentheurer, die aus den mancherley wilden Nationen, mit welchen sie während ihrer Wanderungen friedliche oder freundliche Verkehr gepflogen, sich zu ihnen geschlagen hatten, erschienen sie jetzt mit einmal wieder an dem mitternächtlichen Ufer der Donau, und verlangten von Promotus, dem Befehlshaber der Gränzen, ungekränkt über den Fluß gehen zu dürfen. Promotus beschloß den Barbaren eine Falle zu legen. Nachdem er seine Truppen zusammen gezogen, schickte er einige zuverlässige und des barbarischen Dialekts kundige Kriegskente über den Fluß, und hieß sie den Gothen anbieten, daß sie das römische Lager ihnen ohne Schwertstreich in die Hände spielen wollten. Die vermeinten Ueberläufer entledigten sich ihrer Rolle nach Wunsche. Der Preis der Verrätheren ward bestimmt, und zur Hälfte voraus bezahlt. Die Lösung ward verabrebet, und die nämliche Nacht zur Ausführung des Planes festgesetzt. Die Nacht war mondlos und dunkel. Die Signale wurden gegeben; augenblicklich schiffen die Barbaren auf dreystausend Nachen, oder

vielmehr ausgehölten Baumstämmen sich ein; die Herzhaftesten und Handfestesten voran, die Schwächern in der Mitte, die Weiber, Kinder und der Troß im Nachzug. Fest überzeugt, daß sie das Meer unbereitet und im tiefen Schlummer finden würden, ruderten sie mit angestrenzter Kraft den breiten Strom hinüber, und glaubten jetzt das jenseitige Gestade erreicht zu haben, als eine unübersteigliche Barriere sich ihnen in den Weg stellte; eine dreifache Linie nämlich aneinander befestigter, und mit Kriegsheuten bedeckter Fahrzeuge, welche das Ufer in einer Strecke von 20 Stadien deckte. Während die Barbaren, die unerwartete Schranke zu durchbrechen, arbeiteten, krümmte die vorderste Linie sich in einem halben Mond. Die feindliche Flotte wurde umzingelt. Getrieben durch die Macht des Stroms und der Ruder trieben die mächtigen Galeeren wider die morschen Rachen der Barbaren, durchbohrten, zerschmetterten, versenkten sie, stürzten das Unterst zu Oberst. Tapferkeit und Geistesgegenwart waren hier verloren. Mit den Wellen kämpfend, und mit dem Schwert des Feindes, starben Mithäus und seine wackersten Krieger. Entblößt von seinen Vertheidigern ergab sich der wehrlose Nachtrab. Theodosius folgte auch hier seinem angenommenen System. Er schenkte den Gefangenen Leben und Freyheit, versorgte sie mit dem nöthigen Vorrath, und bevölkerte mit ihnen die wüsten Striche Lyciens und Pamphyliens.

388 bis
395.

Es mangelte freylich nicht an Stimmen, welche diese Maßnehmungen des Theodosius für höchst gefährlich, nicht nur für die Ruhe, sondern selbst für die Existenz des Reichs erklärten. Vergebens entschuldigeten ihn seine Lobredner mit dem Drange der Umstände, mit der Hilflosigkeit des Staates, mit den Bedürfnissen des Reichs, mit der Gefahr ein ganzes streitbares Volk zur Verzweiflung zu treiben, mit der Wahrscheinlichkeit endlich, daß die Zeit, der wechselseitige Verkehr, die Süßigkeiten des gesellschaftlichen Lebens, und die Grundsätze des Christenthums die Wildheit der Barbaren zähmen, und dieselben früher oder später mit den Römern zu einem Volke zusammen geschmolzen werden würden. Diese Zeit, worfern sie anders je erscheinen sollte, war wenigstens für jetzt noch weit entfernt. Gewißigt durch die treulose Vermehrung ihrer Kinder in den asiatischen Provinzen, bedangen die Gothen sich gleich anfangs aus, daß sie nicht durch die Provinzen zerstreut, noch mit den Eingebornen vermengt, sondern daß sie in den Strichen und Landschaften, die man ihnen anweisen würde, unvermischt, und mit Ausschließung aller Fremden wohnen dürften. Diese Einrichtung setzte sie in den Stand, ihre Sprache, ihre Sitten, und ganze alte Lebensweise bezubehalten. Mitten im Schoße des Despotismus gelang es ihnen, die Unabhängigkeit ihrer häuslichen Verfassung zu behaupten. Wiewohl sie dem Kaiser gehuldigt, und dem

Recht entsagt hatten, einen König zu erwählen, so verschmäheten sie doch, den römischen Gesetzen und Gerichtsverordnungen sich zu unterwerfen. Nach wie vor gehorchten sie ihren erblichen Stammesobrigkeiten. Mitten in einem civilisirten Staate bildeten sie einen fremden und unabhängigen Körper; und auch diejenigen von ihnen, die in den römischen Heeren dienten, duldeten nicht, daß man sie mit dem Rest des Heers vermische. Unter dem ehrenvollen Titel der Verbündeten genossen ihrer vierzigtausende eines höhern Soldes, als die Nationalsoldaten, prangten vorzugsweise mit goldenen Halsbändern, und erfreuten sich mancher Vorrechte, welche der Disciplin Troß boten. Ungestraft insultirten sie nicht nur den wehrlosen Bürger, sondern selbst die neben ihnen dienenden römischen Kammeraden. Mehrere Male, unter andern zu Tomi am Pontus Euxinus, und zu Philadelphia in Kleinasien veranlaßte ihr nicht zu duldbender Uebermuth Tumulte, welche sich in blutige Mezeleyen, benedemal aber zum Nachtheil der Herausforderer endigten. Alle Gunstbezeugungen, welche der Hof an sie verschwendete, vermochten demnach nicht, sie aufrichtig an dessen Interesse zu fesseln. Mehrere Male verließen sie des Kaisers Fahnen, gerade dann, wenn er ihrer am nöthigsten bedurfte. Dies geschah unter andern während des bald zu erzählenden Bürgerkriegs mit Maximus. Viele tausend Gothen entliefen bey dieser Gelegenheit ihren Fah-

nen, und flüchteten, von mancherley unnützem Gesindel verstärkt, in die macedonischen Sümpfe, aus welchen sie alle angränzende Provinzen befehdeten. Nur mit äußerster Mühe, und viel persönlichen Gefahren, gelang es Theodosen, ihren Schlupfwinckel zu entdecken, und die meineidigen Räuber zu vertilgen. Es ging eine Sage unter den Römern, daß alle diese Barbaren, ehe sie dem Reiche sich hätten einverleiben lassen, durch die fürchterlichsten Eide sich verbunden hätten, dem Haffe wider die Römer nie zu entsagen, sondern unter der Maske der Freundschaft und Bundesverwandschaft den Zeitpunkt abzuwarten, wo sie ihrer Rachgier und Herrschaft volle Gnüge würden leisten können. Manche edlere und der Dankbarkeit fähigere Gemüther wurden freilich durch die Wohlthaten des Kaisers, und allerley gesellschaftliche Verbindungen in der Folge veranlaßt, diesen blutigen und treulosen Anschlägen zu entsagen. Es bildete sich allmählich bey Hofe eine zwiefache feindselige Parthen, deren die eine ihre alten frühern Verbindungen, die andere ihre späteren, als die bindendsten und verpflichtendsten vertheidigte. An der Spitze der Freunde Roms und des Friedens stand Gravitta, ein angesehener und edelmüthiger Jüngling, den die Triebfedern der Sympathie, der Dankbarkeit, und selbst der Verschwägerung (denn er hatte eine römische Dame geheirathet) in einen aufrichtigen Freund der Römer umgewandelt hatten, wogegen der trokige und

treus

treulose Priulf nicht aufhörte, die rachmüthige Den-
kungsart seiner Landesleute zu entflammen. An ei-
nem sehr feyerlichen Tage, wo der Kaiser, seiner
Gewohnheit nach, die gothischen Oberhäupter bewir-
thete, geriethen die beyden Gegner an der kaiserlichen
Tafel selber in ein heftiges Gezänke. Erhitzt vom
Weine, verrieth Priulf zu Fravittas äußerstem Ver-
drusse den ganzen Groll seines Herzens, und alle ver-
rätherische Plane seiner Nation. Der besorgte Theo-
dosius eilte, die stürmischen Gäste zu beurlauben. In
dem Augenblick aber, in welchem Priulf scheltend
und tobend den Saal verließ, eilte Fravitta hinter
ihm her, und streckte ihn mit seinem Speer todt zu
Boden. Schon stürmten die Anhänger des Erschla-
genen mit gezucktem Schwert auf seinen Mörder ein,
und Fravitta würde ihrer Wuth gefallen seyn, wenn
nicht die kaiserliche Leibwache herbey geeilt wäre, und
den muthigen Verfechter der gemeinen Sache in Schutz
genommen hätte. So manche verdächtige Symptom-
me ließen für die Zukunft wenig Gutes ahnden. Sie
ließen fürchten, daß sobald das Heft des Reichs
von weniger festen Händen geführt, oder die Aufmerk-
samkeit und Macht des Staats auf mehrere Gegen-
stände vertheilet würde, diese feindseligen Fremdlinge
die Maske abwerfen, auch dem Namen der Abhänge-
igkeit entsagen, und in einem Reiche den Meistree
spielen würden, dessen entnervte Bürger nicht länger,
taugten, die Erwerbungen von sieben Jahrhundern
zu behaupten.

Maximus Empörung. Gratians Tod.

Seitdem die Alemannen gedemüthigt, und die Gothen durch Theodosius beschäftigt waren, überließ sich Gratian einer Ruhe, welche fast an Indolenz gränzte. Die natürliche Herzensgüte des liebenswürdigen Jünglings wurde nicht hinlänglich durch jene Klugheit unterstützt, welche das Resultat der Erfahrung, noch durch jene Menschenkunde, welche die Frucht entweder einer gewissen angebohrnen Intuitionsgabe, oder einer vielfältigen Beobachtung ist. Sein offenes und lenkbares Herz nahm willig jeden Eindruck an, den man von außen hinein zu legen suchte. Geleitet durch den Rath und die überlegnern Talente derjenigen Männer, welchen Valentinians väterliche Fürsorge die Leitung seines Sohns anvertraut hatte, handelte er in den ersten Jahren seiner Regierung mit Schicklichkeit, mit Nachdruck und mit Würde. Sobald aber diese schützenden Genien des Reichs und seines Beherrschers, Einer nach dem andern, von dem Schauplatz abgerufen worden, diese durch den Tod, jene durch die Dankbarkeit ihres kaiserlichen Zöglinges, welcher sie zu mancher wichtigen Statthalterschaft beförderte, blieb der jetzt unberathene Gratian dem Einflusse der Priester überlassen, welche eine blinde Unterwürfigkeit unter den Ausspruch der Kirche für die erste aller Fürstentugenden hielten, und den Einblasungen selbstüchtiger Höflinge, deren Verdienst und Rechtschaffenheit auch nur zu bezweifeln, für ein Verbrechen der beleidigten Majestät galt.

Während er bey deren Emsigkeit und Redlichkeit in Absicht der zu besorgenden Staatsgeschäfte sich gänzlich beruhigte, überließ er sich ohne Rückhalt seinem Hange zur Jagd, zum Reiten, zum Bogenschießen und Wurfspeerwerfen. Ganze Ländereyen wurden zum Behuf der kaiserlichen Jagd eingeheget, und mit allen Arten von wilden Thieren angefüllt. Zwecklose und geringfügige Fertigkeiten wurden von dem ersten Herrscher des Erdbodens, als der höchste Gipfel menschlicher Vollkommenheiten kultiviret, und die vorlaute Menge entblödete sich nicht, einen Fürsten, der das Herz eines Titus hatte, dieses einzigen ähnlichen Zuges wegen mit einem Nero und Commodus zu vergleichen.

Jedoch das Murren eines zwar vorlauten, aber ohnmächtigen und feigen Pöbels würde Gratianen wenig geschadet haben, wenn er durch seine Unbesonnenheit sich nicht auch der Achtung und Liebe des Heeres verlustigt hätte. Eben seine Vorliebe für jene körperliche Uebungen, welche höchstens die Erholung, nie aber das Geschäft der Fürsten seyn dürften, verleitete ihn, jenen sythischen Barbaren, deren Bekanntschaft das Reich seit einiger Zeit so theuer erkauft hatte, den bogenkundigen Alanen, den roßraumweldenden Hunnen vor den natürlichen Vertheidigern des Reiches einen diesen äußerst anstößigen Vorzug einzuräumen. Er errichtete sich eine eigene alanische Leibwache. Von ihr begleitet streifte er Tage und

Wochen lang in den Wäldern und Parks herum. Er vergaß sein Selbst so sehr, daß er sich dem Volke und dem Kriegsheer häufig in dem ganzen Kostüm eines scythischen Kriegers zeigte. Eine so unbesonnene Vernachlässigung alles Wohlstandes empörte den Bürger, wie den Kriegsmann, den Römer, wie den Germanen. Laut schriegen sie, daß man einem Kaiser entsagen müsse, welcher den Sitten und der Tracht der Väter entsagte. Des ganzen Occidents bemächtigte sich ein Geist der Unzufriedenheit, der in dem entlegenen, und eben deshalb an Meutereien so fruchtbaren Britannien, zu einer förmlichen Empörung reifte.

583. Magnus Clemens Maximus, ein Landsmann, und, wenn wir anders seinem eignen Vorgeben trauen dürfen, ein Verwandter des Theodosius, hatte in seiner Jugend zugleich mit diesem in Britannien gedienet, in den Feldzügen wieder die caledonischen Barbaren sich einigen Ruhm erworben, und nach und nach zu den höhern Befehlshaberstellen sich herauf gearbeitet. Nicht ohne Neid vernahm er das plötzliche und unerwartete Emporkommen seines Jugendgefährten. Seine Verheyrathung mit einer reichen brittischen Erbin empfahl ihn den Eingebornen; seine militärischen Talente, seine Herablassung und Leutseligkeit empfahlen ihn den Truppen der Insel. Ohne durch allzu rasche, und unversteckte Maßnehmungen sich bloß zu geben, wußte der schlaue Befehlshaber die Unzufriedenheit

mit der herrschenden Regierung so künstlich zu unterhalten, und die Meinung und die Stimme des Volks so geschickt zu leiten, daß er mit dem Purpur bekleidet wurde, ohne daß er ihn schien gesucht, ja auch nur gewünscht zu haben.

Der unwiderrufliche Schritt war inzwischen kaum gewagt, als Maximus alle seine Energie aufbot, um durch den Erfolg ihn zu rechtfertigen. Britannien allein vermochte weder seinen Ehrgeiz zu befriedigen, noch seine Unabhängigkeit zu begründen. Ueberzeugt, daß Gratianen zuvor zu kommen das einzige Mittel wäre, ihn zu erdrücken, schiffte er an der Spitze einer blühenden brittischen Jugend sich ein, landete in den Mündungen des Rheins, und durchflog das ganze nördliche Gallien, dessen Einwohner und Legionen ihm überall ihre Unterwerfung entgegen trugen. Schon stand er vor den Thoren der Hauptstadt, ehe Gratianus würdigte, die Waffen, mit welchen er die wehrlosen Thiere des Waldes verfolgt hatte, gegen den Feind seiner Krone und seines Lebens zu wenden. Seine Hülfquellen waren noch unerschöpft. Die Truppen, welche ihm übrig blieben, waren der Macht des Empörers mehr denn gewachsen; und in den Personen des Mellobaudes und Vallio besaß er zween Befehlshaber, deren Treue so geprüft war, als ihre Feldherrntugenden. Alle diese Vortheile wurden durch die meuterischen Gesinnungen des Kriegsheers, und durch die Schwäche seines Anführers vernichtet. Binnen fünf Tagen sah Gra-

tianus sich von aller Welt verlassen, und, was übler war auch von sich selber. Er verklagte das Schicksal, verwünschte die Menschen, warf die Insignien der Kaiserschaft von sich, und eilte einem Lande zu entrinnen, das er mit Wohlthaten überhäuft hatte, und das mit schwarzem Undank ihm lohnte. Mehr denn einmal erfuhr er während seiner Flucht, daß dem Unglücklichen jede Thür verschlossen ist. Ein einziger seiner ehemaligen Günstlinge nahm ihn auf — um ihn zu verrathen. Beym Aufstehen von der Tafel ward der unglückliche Gratian ermordet, und sein verspritztes Blut, welches man wegzuwaschen sich nicht bemühte, klagte noch den Enkeln die Falschheit der Menschen, und die Unbeständigkeit des Schicksals. Mellobaudes und Ballio theilten das Verhängniß ihres Herrn. Auch sie wurden verkauft und verrathen; doch war ihr Blut das letzte, was den Thron eines Usurpators befestigte, der sich zum Gesetz gemacht hatte, durch die Milde die Gemüther zu unterjochen, nicht aber durch die Strenge.

Valentinian und Justina zitterten. Theodosius war ferne. Italien war von Truppen entblößt. Gemüther, die mit jeder herrschenden Regierung unzufrieden, unaufhörlich nach Neuerungen dürsteten, mangelten auch nicht in ihren Staaten. Alles, was sie thun konnten, war, daß sie die Pässe in den Alpen brühten, und durch den frommen und berühmten Bischof von Meyland dem glücklichen Usurpator Frieden anbieten ließen. Maximus, durch seinen schnel-

len Erfolg aufgebläht entblüdete sich nicht, zu begehren, daß Valentinian in Person erscheinen, und dem Mörder seines Bruders huldigen solle. Die Furcht vor einem mächtigen Rächer bewegte ihn indeß, sich zu billigeren Bedingungen zu bequemen. Valentinian erkannte ihn für den rechtmäßigen Beherrscher der transalpinischen Provinzen, wogegen Maximus ihm den Besitz seiner bisherigen Staaten zuzusichern geruhete.

Von einem rathlosen Weibe und einem noch unmündigen Knaben hatte Maximus wenig zu besorgen; destomehr aber von Theodosius Herrschergeist und lang geprüfter Erfahrung. Um aufs möglichst früheste zu erfahren, wessen er von dem sich zu gewärtigen habe, beschickte er ihn nicht nach damaliger Hofetikette durch einen verächtlichen Verschnittenen, sondern durch einen Hofbeamten, dessen Alter und verdienstliche Achtung verlangten. Gleich fern von kriechender Schüchternheit und prahlender Anmaßung, wußte dieser die Würde seines Herrn zu behaupten, rechtfertigte dessen Betragen, wälzte die Schuld des Mordes Gratians auf den vorschnellen Eifer der Soldaten, erklärte die friedliche Gesinnungen seines Herrn, dessen vorwiegende Neigung, mit dem Beherrscher des Orients seine Macht zur Vertilgung der gemeinschaftlichen Reichsfeinde anzuwenden, zugleich aber auch dessen furchtlose Entschlossenheit, im Falle Theodosius den Besitz eines Theils des Reichs ihm nicht zugestehen wolle, in ehrlicher offener Fehde um die Beherrschung des Ganzen

mit ihm zu kämpfen. Es war nicht ganz leicht, auf so entscheidende Anträge eine gleich entscheidende Antwort zu geben. Triebfedern der Ehre und Dankbarkeit, ja selbst die Rücksicht auf eigene Sicherheit, wenn auch nicht auf die gemeine Sache der Fürsten, schienen den Theodosius auf der einen Seite laut zu einem Kriege aufzufordern, von welchem die Macht des Gegners, der Jammer des Bürgerkrieges, die Erschöpfung des Ostens, und die noch immer ungebrochene Macht der Barbaren ihn auf der andern Seite eben so laut abmahnten. Seiner Menschlichkeit, vielleicht auch seiner Staatsklugheit schien es gerathener, Einen Schuldigen entschlipfen zu lassen, als Millionen Unschuldiger über dem Versuche, ihn zu bestrafen, aufzuopfern. Maximus Abgeordneter ward in Frieden und in Ehren entlassen. Die Usurpation seines Gebieters ward als rechtmäßiger Besitz anerkannt, und das Bildniß des neuen Augustus denenjenigen seiner beyden Gehülften im ganzen Reiche beygesellet.

Kirchliche Verhandlungen der drey Kaiser. Unterdrückung des Arianismus.

Wie das Kreuz dem großen Constantin, so verdankte das Romouffion seine Inthronisation dem großen Theodosius. Theodosius ist der erste christliche Kaiser, der auf den gleichwesentlichen Sohn getauft wurde. Zu Ende des ersten Jahrs seiner Regierung ward er zu Theßalonich von einer Krankheit überfallen, welche ihn an den Rand

des Grabes führte. In diesen ernsthaften Augenblicken gedachte Theodosius des Heils seiner Seele, und wie hätte er nach den Begriffen der Zeit sich seiner kräftiger versichern können, als durch die Weihe der Taufe. Er ließ den Bischof des Ortes rufen, den heiligen Acholius, einen Mann, von dem man festiglich glaube, daß, so wie einstens auf Hisslas Gebet der Würgengel Sanheribs Heer von den Mauern Jerusalems weggepeißelt habe, also auch auf das seinige die Gothen von den Mauern Thessalonichs durch die Pest weggeschenckt worden seyn. Theodosius erste Frage, als der fremde Bischof an seinem Lager erschien, war die, zu welchem Glauben er sich bekenne. Ich bekenne, antwortete Acholius, den nämlichen Glauben, welchen die heiligen Väter zu Nicäa bekannten, und unsere ganze Provinz bekennt keinen andern. Glücklicher, als die Provinzen des Orients, und als die kaiserliche Hauptstadt selber, in welcher gotteslästerliche Schismatici den Schoß der Kirche zerreißen, hat Maecedonien allein dem Geist des Arianismus widerstanden, und den Ruf unverfälschter Rechtgläubigkeit behauptet. Theodosius, welcher selbst im Schoße der rechtgläubigen Kirche erzogen war, freute sich, von einem Mitgliede derselben die Taufe empfangen zu können. Noch glühend von dem Feuer der Andacht, das die heil-

gen Gebräuche in seinem Innern angefacht hatten, publicirte er ein Edict, in welchem er dem ganzen Erdkreis seine Ueberzeugungen kund that und aufdrang. Es ist, heißt es, unser kaiserlicher Wille, daß alle Nationen, welche sich unsers milden Scepters erfreuen, demjenigen Glauben standhaft anhängen sollen, welchen der heilige Peter die Römer lehrte, welchen eine getreue Ueberslieferung auf uns vererbte, und welchen in unsern Tagen der Pabst Damasus und Petrus, der Bischof von Alexandrien, ein Mann von apostolischer Heiligkeit, bekennen. Gleich ihnen lasset nach der Lehre der Apostel, und nach den Vorschriften des Evangelii uns glauben, an die einzige Gotttheit des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes, an ihre ungetheilte gleiche Majestät, und an eine anbetungswürdige Dreieinheit. Nur die, welche zu dieser Lehre sich bekennen, berechtigen wir zu dem Titel, katholischer Christen; wogegen wir alle andere, als rasende und wahnsinnige Menschen mit dem ehrlosen Namen der Schismatiker brandmalen, und feyerlichst erklären, daß ihre Zusammenrottirungen nicht länger den ehrwürdigen Namen der Kirche führen sollen. Mögen sie sich

des strengen Urtheils der göttlichen Gerechtigkeit gewärtigen, und über dieses noch aller Strafen, welche ihnen aufzulegen die Stimme der himmlischen Weisheit uns gebieten wird — Einstimmiger mit sich selbst, als Constantius, verläugnete Theodosius den Inhalt dieses Edictes nie durch seine Thaten. Unzugänglich den Sophismen und geschriebnen Bekenntnissen der Arianer, hielt er fest und unbeweglich an den Glaubensformeln, die er seinen Unterthanen einmal als die einzig wahren angekündigt hatte. Schien ja der Eifer für die reine Lehre in der Seele des gutmüthigen Kaisers bisweilen etwas nachzulassen, so wußte seine Gattin, die orthodoxe Placidia ihn gar bald vermittelt eines oder andern Kunstgriffs wieder anzufachen. Sie war es, welche jene berühmte Farce veranstaltete, die den gerade damalen wankenden Kaiser fester denn jemalen an die Sache des Athanasius fesselte. Theodosius hatte seinem ältern Sohn, dem Arcadius, den Titel und Rang des Augustus ertheilet. In allem Glanz der Kaiserschaft saßen die beyden Fürsten auf ihren Thronen, und nahmen die Huldigungen ihrer Unterthanen entgegen. Auch Amphilocheus von Iconium trat herein, bezeugte dem Vater die schuldige Ehrerbietung, behandelte aber den Sohn mit so wenigen Umständen, daß Theodosius, durch ein so pflichtwidriges Benehmen ergrimmt, den übermüthigen Priester aus der Thüre zu stoßen

Befahl. Das eben wars, was Amphylorius beabsichtigte. Bedenk, o Kaiser! rief er, daß gerade dies das Urtheil seyn wird, welches der König der Könige den Nachkommen bereitet, welche den Vater zu verehren vorgeben, während sie die Majestät des gleichwesentlichen Sohnes anzuerkennen sich wegern. — Theodosius war entzückt über die Freymüthigkeit und den Witz des Bischofs. Er umarmte ihn aufs zärtlichste, und fühlte in seinem Abscheu gegen den Arianismus sich mehr denn jemal befestigt.

Seit vierzig Jahren war der Arianismus zu Constantinopel herrschend gewesen. Durch die lange Uebung war das müßige, üppige, und vorwitzige Gesindel dieser Stadt in alle Geheimnisse der trinitarischen Dialektik eingeweiht worden. „Jeder Handwerker, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller, jeder Krämer und jeder Sklave ist ein Theologe. Man predigt auf den Gassen, und in den Kramläden. Wünschst du ein Stück Geldes zu wechseln, so erzählt man dir, worin der Sohn sich von dem Vater unterscheide; erkundigst du dich nach dem Preise einer Semmel, so antwortet man dir, daß der Sohn geringer sey, als der Vater; fragst du, ob das Bad fertig sey, so erwiedert man, der Sohn sey aus nichts erschaffen. — Seit Valens den Gregorius verbannt hatte, blieb der Arianer Damophilus, der zweyte nach Macedonius, im Alleinbesitz aller Kirchen der Kaiser.

stadt. Während jeder verächtliche Sektirer unter dem Schutze der herrschenden Parthey eines tiefen Friedens genoß, wurden die Schüler des Athanasius mit unverdöhllichem Haffe verfolgt. Ohne Hirten irrte die verwaisste Heerde auf den Bergen umher, oder ward ein Raub der verfolgenden Wölfe. Natürlich diente diese verfolgende Wuth, den Eifer der Homousianer nur noch immer stärker zu entflammen. Die gemeinschaftliche Drangsal nöthigte sie, sich um so fester aneinander zu schließen, und kaum war Valens dahin als sie beschloßen, unter der Leitung eines rechtgläubigen Bischofs sich wieder in
 578.
 eine ordentliche Gemeinde zu versammeln.

Ihre Wahl fiel auf Gregorius von Nazianz, den geniereichsten, berebtesten und unsträflichsten der damaligen Kirchenlehrer. Gregorius war zwar bereits mit dem bischöflichen Charakter bekleidet, jedoch an keine besondere Gemeinde gebunden. Von seinem übermüthigen Freunde, dem Erzbischof Basilus zu Cäsarea, war er zum Bischofe zu Sasima ernannt worden, einem so armseligen und zurückschreckenden Neste, daß Gregor sich nie entschließen konnte, mit einer so häßlichen Braut seine geistliche Heyrath zu vollziehen. Lieber übernahm er es, seinen hochbejahrten Vater in dessen bischöflichen Verrichtungen zu Nazianz zu unterstützen, und hier war es, wo Gregor den Ruf der Constantinopolitaner empfing. Da er sich Kraft und Muth genug zutraute, um einem so großen und stürmischen Wirkungskreise vor-

zustehen, so wagte er es, sich an die Spitze der streitenden Kirche zu stellen. In Ermangelung eines eignen gottesdienstlichen Gebäudes, ward ein geräumiges Zimmer in dem Hause eines Privatmannes zum VersammlungsSaale eingeweiht. Um ihre leuchtenden Hoffnungen auszudrücken, nahm die Gemeinde den Namen des Auferstandenen an, und Gregorius fing an, mit dem Zauber seiner Beredsamkeit die wiedervereinigten Gläubigen zu entzücken, zu erbauen, und zu entflammen. Unmöglich konnte die herrschende Parthen so kühnen Ausnehmungen mit Gleichmuthigkeit zuschauen. Mit der Beschuldigung, daß Gregorius drey abgesonderte Gottheiten lehre, gelang es ihnen, den Pöbel aufzuheizen. Ein Schwarm von Bettlern, Mönchen, und Weibsbildern, berannte die heilige Anastasia, die Thüren wurden gesprengt; Steine, Prügel, Feuerbrände flogen um die Köpfe der Homousier, und da ein Mensch in dem Gefechte umkam, so hatte Gregorius, der deshalb vor Gericht erscheinen mußte, die Genugthuung, sich einen Apostel zu wähnen, der vor dem Sanhedrin der Gottlosen den Namen Jesu bekennete.

380. Theodosius Taufe und rechtgläubiges Edict, das vorzugsweise an die Einwohner der Kaiserstadt gerichtet war, berechnigte die Homousier zu den lästerlichsten Erwartungen. Mit lautem Jubel empfangen sie den Beschützer des Glaubens, welcher seinerseits nichts angelegentlicheres hatte

te, als bald nach seinem Einzuge in die Hauptstadt den Damophilus vor sich zu fordern, und ihm die schwierige Alternative vorzulegen, entweder unverzüglich den nicäischen Glauben zu unterzeichnen, oder die Kathedrale der heiligen Sophia, den bischöflichen Pallast und alle Kirchen der Kaiserstadt den Homousiern zu überliefern. Damophilus wählte ohne Bedenken das Letztere. Er wanderte ins Elend. Seinen Anhängern wurden die Drangsale, die sie den Katholiken angethan hatten, auf den Kopf vergolten. Die gesammten hundert Kirchen der Hauptstadt wurden den Homousiern eingeräumt, die nicht den zehnten Theil derselben füllen konnten, während der bey weiten größte Theil der Einwohner sich genöthigt sahe, seinen Gottesdienst vor den Thoren zu halten. Gregorius wurde von dem Kaiser selber im Triumph durch die Gassen begleitet, unter dem Schutze einer gewaffneten Macht in die Kathedrale eingeführt, und von des frommen Kaisers eignen Händen auf seinen erzbischöflichen Stuhl gepflanzt. Weis entfernt aber, daß der gefühlvolle Bischof durch dies Gepränge sich hätte geschmeichelt fühlen sollen, geschieht er vielmehr mit Wehmuth, daß Constantinopel an dem Tage seiner Einweihung einer durch Sturm eroberten Stadt geglichen habe; daß er gleich einem Wolf in den Schaffstall gedrungen sey, und nicht gleich einem Hirten; daß die blinkenden Waffen der kaiserlichen Leibwache ihn zwar vor thätlichen Angriffen geschützt hätten, nicht aber vor den Vermaledeynuss

gen welche ein unzähliges Volk aus den Thüren, Fenstern, und von den Dächern herunter auf sein Haupt herab gedonnert hätte.

Sechs Wochen später gab Theodosius ein Edict, in welchem, wie in der Hauptstadt, so auch überall im ganzen Reiche die Arianer, Eunomianer, Photinianer, und überhaupt alle Schismaticer der Kirchen beraubt, und diejenigen, welche der Vollziehung dieses Befehls sich widersetzen würden, mit den schwersten Strafen bedrohet wurden. Sapores, einer der begünstigtesten Feldherrn des Theodosius, ward mit unumschränkter Vollmacht versehen, um diesen unduldsamen Befehl im ganzen Osten geltend zu machen; und er entledigte sich seines entweder mit so vieler Mäßigung, oder auch mit so vieler Nachsicht, daß die ganze kirchliche Gestalt des Orients ohne Blutvergießen, ja selbst ohne einigen bedeutenden Tumult umgeändert wurde. Zu Antiochien allein ward es ihm schwer, die Eintracht wider herzustellen, nicht aus Schuld der Arianer, deren Bischof Vitalis leicht verdrängt wurde, sondern aus Schuld der Rechtgläubigen selber, welche, durch eine doppelte Bischofswahl entzweit, die Einen dem Meletius, die andern dem Paulinus anhängen. Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, die Partheyen gütlich zu vergleichen, griff Sapores durch, erklärte den Meletius für den rechtmäßigen Bischof, und nöthigte seinen Gegner, sich mit dem Besitze einer einzigen Kirche zu begnügen.

Um dem Frieden der Kirche eine noch
festere Basis, und dem Nimbus seiner 381.
Rechtgläubigkeit einen noch schimmerndern Glanz zu
geben, versammelte Theodosius zu Constantinopel
eine Synode. Hundert und funfzig Bischöfe erschie-
nen, bestätigten und ergänzten das nicäische Symbol,
verdammten die Gotteslästerung der Macedonianer,
die zwar wohl einen Bithelism, nicht aber einen Tris-
theism mit ihrer Vernunft reimen konnten, übertra-
gen die Gleichwesentlichkeit des Sohnes auch auf den
heiligen Geist, und ertheilten dem trinitarischen System
solchergestalt die volle Ründung. Minder beyfalls-
würdig sind die übrigen Verhandlungen der heiligen
Synode. Meletius starb während des Concilii. Es
ward vorgeschlagen, durch die Anerkennung des Pau-
linus, dessen Rechtgläubigkeit und Sittlichkeit über
allen Zweifel erhaben waren, dem antiochischen Schis-
ma ein Ende zu machen. Allein der hochheiligen
Synode beliebte ein anderes. Sie erklärte, daß es
der östlichen Kirche, welche mit der sichtbaren Gegen-
wart des Erlösers wäre begnadigt worden, nicht ge-
zieme, ihrer westlichen Schwester (als welche den
Paulinus unterstützte) nachzugeben. Flavianus,
der doch während der Spaltung allen Ansprüchen auf
das Bisthum eidlich entsagt hatte, ward zu Meletius
Nachfolger ernannt, und das Schisma bis zu einer
unabsehblichen Dauer verlängert. Unverantwortlicher
noch war das Benehmen der Väter gegen den wackern

Gregorius. Erzürnt durch die Freymüthigkeit, mit welcher der beredte Prälat die Sache des Paulinus verfochten hatte, überließen sie ihn der Verfolgung einiger egyptischer Bischöfe, welche einen alten Canon (vermöge dessen den Bischöfen, untersagt wurde, mehrere Bisthümer zugleich zu besitzen) gegen Gregorius geltend machten. Gregorius verschmähte, sich zu verantworten. Er erklärte, daß er nach Jonas Beyspiel den drohenden Sturm durch Aufopferung seiner Selbst besänftigen wolle, und resignirte seinen erhabenen Posten in die Hände der Synode und des Kaisers. Nachdem er, in einer pathetischen Abschiedspredigt, von den Menschen und den Engeln, von der Stadt und dem Kaiser, von dem Osten und dem Westen Abschied genommen hatte, kehrte er in seine Einsamkeit zurück, und verlebte den Rest seiner Tage im trübsten Schoße der Ruhe und der Musen. Die Synode saß bis in den Julius, und da der Occident ihren Beschlüssen mit der Zeit beytrat, so gelangte sie zu der so schlecht verdienten Ehre, als die zweite oekumenische betrachtet zu werden.

380 bis 394 Theodosius begnügte sich nicht, den Uebermuth der Arianer gebrochen, und die Drangsale, welche sie seinen Glaubensgenossen zugesügt, ihnen doppelt und dreyfach vergolten zu haben. Er betrachtete die Ketzerrey wie Hochverrath, und jeden anders denkenden, als einen freventlichen Empörer wider die Majestät des Himmels sowohl, als der Erde. Jenem überließ er es,

dem Rebellen eine qualvolle Ewigkeit zu bereiten; während er sich selbst befugt hielt, ihm das zeitliche Leben auf alle ersinnliche Weise zu erschweren. In einer ganzen Reihe der unduldsamsten Edicte beraubte er diese Unglücklichen aller Wohlthaten und alles Schutzes der Gesellschaft. Er untersagte ihren Geistlichen, bey Strafe der Verbannung und Gütereinzziehung, die Verbreitung ihrer fluchwürdigen Grundsätze; er büßete einen jeden, der die Weihe eines ketzzerischen Priesters vollzogen, oder nur befördert hatte, um zehn Pfund Goldes; er verbot schlechterdings alle gottesdienstliche Zusammenkünfte der Schismaticer möchten sie bey Tage oder bey Nacht, in den Städten oder auf dem freyen Felde gehalten worden. Die Personen der Ketzer wurden für ehrlos erklärt, und wenig fehlte, daß sie nicht auch für vogelfrey erklärt worden wären. Die Eunomier, als die zwischen dem Sohn und Vater unterschieden, wurden des Rechts beraubt, ihre Eltern beerben, oder über ihre Güter verfügen zu können. Der Manichäismus ward geradezu des Todes schuldig befunden, ja selbst der Tesserakaidetismus, der das Osterfest anders berechnete, als die allein seligmachende Kirche. So tyrannische Edicte mußten die Nachwelt bewegen, den großen Theodosius, den Liebling der Rechtgläubigen, und das Schrecken der Ketzer, den achten Heinrichs, den zwenten Philipps, und den neunten Karls an die Seite zu setzen; wenn seine Justizpflege

nicht ungleich wilder gewesen wäre, als seine Gesetzgebung, und wenn ihm nicht mehr darum zu thun gewesen wäre, seine widerspenstigen Unterthanen zu schrecken, oder zu bekehren, als an ihrem Leben, ihren Gütern und ihrer Freyheit sich wirklich thätig zu vergreifen.

385. Theodosius bekannte die Grundsätze der Verfolgung; aber Maximus übte sie.

Unter seiner Autorität wurden dem christlichen Fanatismus die Erstlinge geopfert. — Priscilian, Bischof von Avila, ein Mann von Geburt, Vermögen, Gelehrsamkeit und Reduertalenten, unterhielt über die Natur der Seele, und die Person des Erlösers einige speculative Meinungen, die noch aus der alten Gnosis herfloßen. Seine Sittenlehre war eine der strengsten. Er verdamnte selbst die gesetzmäßige Befriedigung des Geschlechtstriebes. Er enthielt sich aller animalischen Nahrungsmittel, und suchte durch Fasten und Wachen, Beten, und jede Kasteiung den thierischen Menschen zu kreuzigen und zu tödten. Seine Verfolger freylich, unter welchen Jthacius von Ossonobo der unveröhnlichste war, beschuldigten ihn der allerverabscheuungswürdigsten Gräuel, der Zauberey, der Gottesleugneren, und der unnatürlichen Unzucht. Aber welchen Glauben verdienen die partheyischen Vorspiegelungen eines Menschen, für dessen wollüstige Lebensart die Enthaltksamkeit der Priscillianisten ein stiller Vorwurf war; welcher überall, wo er eine feurige Andacht,

und eine seltsame Sittenstrenge fand, Priscillianismus witterte, und in der ganzen Procedur gegen jene Unglücklichen eine Leidenschaft, eine Bitterkeit ja selbst einen Blutdurst äußerte, welche einer ruhigen Untersuchung ihn durchaus unfähig machten. Er war es, der diesen Schwärmer vor der Synode zu Bourdeaux verklagte; und als Priscillian an den Kaiser appellirte, eine Berufung, welche die heiligen Väter mit Beeinträchtigung ihrer sonst so streng verfochtenen Rechte diesmal gelten ließen, war auch er es, der an Maximus Hofe die Verurtheilung der Unglücklichen mit unversöhnlichem Eifer betrieb. Sie wurden verhört, gefoltert, und zum Tode verdammt. Umsonst verwandte der berühmte Martin von Tours sich für die Unglücklichen. Das Urtheil wurde vollzogen. Priscillian wurde enthauptet, mit ihm zwey Presbyter, und zwey Diaconi, Latronianus, ein Dichter, der den Ruhm der Alten erreichte, und Eucheria, eine edle Matrone, die Witwe des Redners Delphidius. Zweeen andere Bischöfe wurden in eine der entlegensten und ödesten Inseln des Nordmeers verbannt, und noch andere mit dem Verlust ihrer Güter bestraft. Ein so unerhörtes Verfahren empörte die ganze Kirche. Sie, welche die anders denkenden ohne Erbarmen zu den Flammen der Hölle verdammt, konnte das Blut derselben nicht ohne Schaudern fließen sehn. Die heiligsten und angesehensten Bischöfe, unter ihnen Martinus von Tours und Ambrosius von Meyland, entsagten der kirchlichen Gemeinschaft der Verfolger Prisc-

eillians. Ithacius ward abgesetzt und excommunicirt. Der Priscillianismus aber, durch das Blut seiner Märtyrer genährt und verherrlicht, erhielt sich bis ins sechste Jahrhundert.

Während beyde, Theodosius und Maximus, den Arianismus in ihren Staaten unterdrückten, leisteten Valentinian und Justina in dem ihrigen ihm allen möglichen Vorschub. Alle ihre Bemühungen

scheiterten jedoch an Ambrosius Feuer-
385.

ereifer und felsenfester Standhaftigkeit. Justina, die der Meinung war, daß ein Fürst mit Zug und Recht begehren könne, in seinem eigenen Gebiete seinem Gott auf seine Weise dienen zu dürfen, ließ den eifrigen Prälaten ersuchen, ihr und ihrem Hofe nur eine einzige Kirche einzuräumen, wenn nicht in dem Ringe der Stadt, so doch in den Vorstädten. Allein Ambrosius Grundsätze waren ganz anders. Die Palläste, meinte er, seyn des Kaisers, die Kirchen Gottes; die Vorrechte des Christenthums gebührten allein den wahren Gläubigen, und der wahre Glaube sey allein auf Seiten seiner und seiner Genossen. Justina, die das Osterfest nicht gerne, wie bisher, hinter Schloß und Riegel feyern wollte, hoffte den Erzbischof einzuschüchtern. Ambrosius ward zu Hofe gefordert, und erschien. Valentinian empfing ihn mit Güte. Er ersuchte ihn freundlichst, sein billiges Gesuch zu gewähren. Als der Erzbischof widerstand, fing er an, im Ton des Herrn zu sprechen, schmählte, zürnte, drohte, Am-

Ambrosius blieb unerschüttert. Er ehre seinen Fürsten, sprach er, aber er ehre Gott noch höher; erinnerte den Kaiser an die Frömmigkeit seines in Gott ruhenden Vaters; er beschwor ihn, einem so nachahmungswürdigen Beispiel zu folgen; er erklärte ihm den christlichen Glauben; er polemisirte wider den Arianismus; er zeigte sich bereit, lieber als Märtyrer zu sterben, als feigerweise zu einem so unverantwortlichen Sacrilegio seine Zustimmung zu geben. Mittlerweile hatte sich eine ungeheure Menge Volkes um den Pallast versammelt. Es schalt, es stürmte, es tobte, es donnerte an die Thüren, und vermaß sich, sie zu sprengen, wenn man ihm seinen Hirten nicht herausgäbe. Die Höflinge erblaßten. Statt dem verwegenen Prälaten Acht und Bann anzukündigen, ersuchten sie ihn freundlichst, das Volk zu beruhigen, und Ambrosius versprach es gegen die Versicherung, daß der Kaiser von seinem Verlangen absehen wolle.

Ambrosius hielt sein Wort; der Hof keinesweges. Am Palmsonntage bemächtigten sich die Arianer der Basilika des Portius. Schon wurde der Thron errichtet, und der seidne Baldachin erhöht, als das Volk aufstand, die Arianer verjagte, und ihre Priester zerrissen hätte, wenn nicht Ambrosius in die Mitte getreten wäre. Justina glaubte jetzt Ernst zeigen zu müssen. Mehrere angesehene Bürger wurden eingezogen. Die Gesellschaft der Kaufleute und Handwerker ward um zweyhundert Pfund Goldes

gebüßt; und den sämtlichen Beamten ward verboten, während der fortbauenden Unruhen ihre Wohnungen zu verlassen. Ambrosius seinerseits hörte nicht auf, von der heiligen Bühne herab über die sogenannte Verfolgung zu schreien. Er behandelte den Wunich des Hofes, eine eigne Kirche haben zu dürfen, als tyrannisch, kirchenräuberisch und gottlos. Er schalt auf die Anstifterin dieses Uebels, diese zwente Eva, dieses Hiobsweiß, diese Jesabel, diese Herodias. — Justina schwieg zween Tage lang. Am vierten Tage der Charwoche vernahm Ambrosius, daß die gothische Leibwache im Anzuge sey, die neue Basilika in Besitz zu nehmen. Ambrosius stürmte hin. An der Schwelle des Tempels trat er den Barbaren entgegen. Mit gebieterischem Tone fragte er sie: ob das Gemeinwesen sie darum so gastlich aufgenommen habe, damit sie jetzt des Herrn Haus besetzen möchten? und auf der Stelle belegte er sie mit dem Bann. Die Barbaren zitterten. Fußfällig flehten die Einen den Bischof, seinen furchtbaren Fluch zurück zu nehmen, während die andern dem Hofe sagen ließen, daß sie bereit wären, den Kaiser in die Versammlung der Rechtgläubigen zu begleiten, um gemeinschaftlich mit ihm — zu beten! Bei so gestal- ten Sachen blieb dem Hofe nichts übrig, als mit seinem gefährlichen Gegner je eher je lieber Friede zu machen. Justina verschob die Befriedigung ihrer Rache für eine gelegnere Zeit; und Valentinian antwortete denen, die ihm zumutheten, selbst hinzugehn,

und das Volk zu beruhigen: ich glaube, wenn dieser stolze Priester es verlangte ihr wäret im Stande, mich ihm auszuliefern, gebunden an Händen und an Füßen.

Das Osterfest des folgenden Jahres sahe alle diese Gewaltthätigkeiten erneuern. Valentinian hatte mittlerweile die wider die Ketzer bestehenden Edicte widerrufen, den Arianern erlaubt, ihres Gottesdienstes öffentlich zu pflegen, und jedermänniglich bey Lebensstrafe verboten, ihre Versammlungen zu stören. Ambrosius ermangelte nicht, dies Edict als tyrannisch und gotteslästerlich zu verdammen, und der Hof seinerseits machte sich gefaßt, den ersten gesetzwidrigen Schritt des Bischofs mit Nachdruck zu ahnden. Die Charwoche nahte sich, und Ambrosius ward noch einmal aufgefordert, dem Hofe eine Kirche zu räumen. Er schlug es ab, und erhielt Befehl, die Residenz zu meiden. Allein bis dahin erstreckte sich nicht die Unterwürfigkeit, die der Bischof so oft gegen seine Obrigkeit zur Schau legte. Er glaubte, daß man wohl der Kirche unbedingten Gehorsam schuldig sey, nicht aber dem Staate. Standhaft erklärte er: man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen; er sey bereit zu sterben, nicht aber die ihm anvertraute Heerde den Wölfen preis zu geben. Die Leibwache rückte an. Das Volk, von der Gefahr des geliebten Hirten unterrichtet, stürmte zusammen, füllte die Basilika, den erzbischöflichen Pallast, und den ganzen geweihten Bezirk, der sie umschloß. Mehrere

Tage und Nächte verharrte es bey seinem Hirten. Es ließ es sich umgehn, seine Person zu bewachen, und die Söldner des Hofes wagten nicht, seinen Grimm zu reizen. Ambrosius, seinerseits, versäumte nichts, um den Eifer des gläubigen Volks immer stärker zu entflammen. Er betete, er predigte, er hielt Vigilien, er dichtete Hymnen, und ließ sie in den feyerlichen Stunden der Mitternacht nach morgenländischer Sitte von dem Volke in wechselnden Chören absingen. Ein gelegner Traum offenbarte ihm, daß in dem Bezirk der Basilika die Leichname der beyden Märtyrer Gervasius und Protasius begraben lägen. Das Pflaster der Kirche ward aufgehoben. Die Leichname wurden entdeckt; zweyen vollständige Gerippe; die abgesonderten Häupter daneben; umher eine Menge Blutes. Mit schauerlichem Gepränge wurden die geweihten Ueberbleibsel der Anbetung des Volkes ausgesetzt. Die heilenden Kräfte, welche von ihnen ausgingen, bewahrheiteten die Offenbarung des Erzbischofs. Der Blinde sah, der Lahme wandelte, der Sieche genas. Der Enthusiasmus des Volks erstieg den höchsten Gipfel. Valentinian fühlte sich zu schwach, mit dem Lieblinge des Himmels zu kämpfen, und da um die nämliche Zeit die beyden verbündeten Höfe sich für den rechtgläubigen Primas verwandten, so wurden alle Anschläge wider seine Person für diesmal aufgegeben.

Diesen fanatischen, aus dem Charakter der Zeiten aber gewissermaßen zu entschuldigenden Eifer ab-

gerechnet, besaß Ambrosius viele große, zum Theil wahrhaftige evangelische Tugenden. Er, der so wenig auf das Priesterthum gerechnet hatte, daß er sich erst mußte taufen lassen, ehe er nach einer ganz einzigen und beyspiellosen Wahl zum Erzbischof geweiht wurde, ereilte und überholte in kurzer Zeit die berühmtesten und geachtetsten Bischöfe seines Zeitalters. Gering mit dem Geringen, demüthig gegen den Demüthigen, vergab er nie seiner Würde vor den Großen und Gewaltigen der Erde. Die Fürsten, deren Gunst er nie suchte, konnten sich nicht erwehren, ihn zu achten, und selbst zu fürchten. Er leitete ihr Gewissen, schlichtete ihre Fehden, schalt ihre Ungerechtigkeiten, und pries ihre Tugenden. Gratian ehrte ihn als einen Vater. Justina und Valentinian verdankten ihm die Sicherheit ihrer Throne. Seine Gemeine und sein Clerus vergötterten ihn. Ein Feind alles Gepränges, und ein Verächter des Reichthums, schenkte er seine beträchtlichen Güter den Armen, beschämte seine Kleider durch die strengste Uneigennützigkeit, und rächte sich an seinen Feinden nicht anders, denn durch Wohlthaten.

Maximus Treubruch und Untergang.

Maximus hätte seine Tage im Frieden
enden mögen, wenn er an dem so un- 387.
rechtmäßig erworbenen Gute sich hätte genügen lassen. Allein die Herrschsucht spornte ihn. Des schwachen Valentinian wehiloße Staaten dächten ihm eine

leichte Beute. Mit dem Raube der geplünderten Provinzen erkaufte er den Beystand der germanischen Barbaren, und sammelte ein Heer, mit welchem er sich fähig achtete, den Erdkreis zu bezwingen. Valentinian und Justina, durch seine fürchterlichen Rüstungen beunruhigt, ersuchten den so hochbeleidigten Ambrosius, dem Tyrannen noch einmal den Delzweig entgegen zu tragen. Ambrosius vergaß jede Privatrücksicht, wenn es darauf ankam, dem Vaterlande und dem Fürsten zu dienen. Willig übernahm er die Botschaft; groß und ruhig stand er vor dem Thron des Tyrannen, schaute tief in sein tückisches Herz, und warnte Valentinianen vor seinen verrätherischen Anschlägen. Seine Warnungen wurden verlacht. Ambrosius hochsahrendes Benehmen, hieß es, müsse den stolzen Maximus freylich mehr zurück gestoßen, als angezogen haben. Dominus, ein syrischer Stuzzer, einer jener gemeinen Höflinge, deren Politur für Weltkunde, und deren Arroganz für Selbstgefühl gilt, erbot sich, was Ambrosius verborben hätte, wieder gut zu machen, und Valentinian, der den hirnlosen Schwäzger für einen gewandten Staatsmann hielt, ließ sich bereben, ihn nach Trier zu senden. Dominus war gerade der Mann, dessen Maximus bedurfte. Er überhäufte ihn mit Schmeicheleyen. Er versicherte ihn, daß er für Verlangen brenne, dem Valentinian seine brüderliche Freundschaft zu beweisen. Er ersuchte ihn, zum Unterpfande derselben, ein Corps Hülfsstruppen anzunehmen,

welches dem Kaiser in seinen panonischen Kriegen bey-
 stehen könne. Dominus war Dummkopf genug,
 in einer so plumpen Schlinge sich zu fangen. Ent-
 zückt über den Erfolg seiner Sendung, und begierig
 den Dank seines Herrn zu erndten, eilte er die Ver-
 stärkung, welche Maximus ihm so großmüthig an-
 getragen hatte, nach Italien zu führen. Die Pässe
 wurden den vermeinten Hülfsvölkern geöffnet. Die
 Gränzfestungen wurden besetzt, und Maximus, der
 mit dem Groß des Heers in einiger Entfernung folg-
 te, fand jede Schwierigkeit, die ihm den Weg hätte
 verrennen können, hinweggeräumt. Sein Zug war
 so eilfertig, und die leichten Geschwader, die er vor-
 aus sandte, wußten jede Botschaft, die den meylän-
 dischen Hof von der drohenden Gefahr hätte unterrich-
 ten können, so geschickt aufzufangen, daß dieser des
 anrückenden Feindes nicht eher gewahrte, bis die auf-
 steigenden Staubwolken, und das Blinken der feind-
 lichen Waffen ihn daran mahnten. Valentinian und
 Justina, statt ihre Unvorsichtigkeit anzuklagen, nah-
 men Himmel und Erde zu Zeugen von Maximus
 Treulosigkeit. Dem daherstürmenden Tyrannen in
 offner Fehde die Spitze zu bieten, oder in der Mitte
 einer großen ihnen wenig zugethanen Stadt zu wider-
 stehen, dazu fehlten Zeit, Kraft und Entschlossenheit.
 Eine schnelle Flucht war das einzige übrige Rettungs-
 mittel; Aquileja, der einzige Ort, wohin sie fliehen
 konnten. Aber auch in dieser Weste glaubten sie sich
 nicht sicher. Justina zitterte vor einer Belagerung;

Valentinian glaubte, das Schwert, das seine Brüder ermordet hatte, schon über seiner Scheidel schweben zu sehn. Nur in den Staaten des großen Theodosius, dessen Tugenden und Macht der ganze Decident feierte, hofften sie Schutz und Rettung zu finden. Ein Fahrzeug ward eiligst ausgerüstet; in irgend einem venetischen oder istrischen Hafen schiffte die kaiserliche Familie sich ein, durchmaß die ganze Fläche des adriatischen und jonischen Meeres, umsegelte die Spitze des Peloponnes, und erreichte nach einer langen aber gefahrlosen Schifffahrt, den Hafen zu Theffalonich. Verlassen von ihrem rechtmäßigen Beherrscher, rathen die Staaten des flüchtigen Kaisers unverzüglich zu Maximus über, und wenn das kleine Aemona, am Saum Italiens, nicht das Herz gehabt hätte, den Lauf seiner ruhmlosen Siege zu hemmen, wäre Maximus Meister des ganzen Decidents geworden, ohne auch nur eine sträubende Zustimmung zu treffen.

Theodosius ward von der Ankunft der erlauchten Flüchtlinge kaum unterrichtet, als er nach Theffalonich flog, seine Gäste zärtlich in seine Arme schloß, sie tröstete, und beruhigte, zugleich aber auch einige milde Winke fallen ließ, daß das Verbrechen der Ketzeren bisweilen schon in dieser Welt bestraft würde, und daß die schnelle Anerkennung des gleichwesentlichen Sohnes das kräftigste Mittel seyn würde, die Götter und die Menschen ihnen zu versöhnen, und das verwürkte Diadem ihnen wieder zuzuwenden.

Die mißliche Aufgabe über Krieg und Frieden beschäftigte nun ganz seine sorgsam wägende Seele. Jene Triebfedern der Ehre und der Dankbarkeit sprachen jetzt noch lauter, als bey Gratians Tode. Manche bedenkliche Rücksicht, welche ihnen damalen das Gleichgewicht hielt, war jetzt verschwunden. Maximus wiederholter Treubruch enthüllte jetzt ganz seine schwarze Seele. Einem so treulosen, so habstüchtigen, und durch den Zuwachs seiner Staaten so beträchtlich verstärkten Gegner gegen über, welche Sicherheit konnte Theodosius sich für sich selbst versprechen! Von Seiten des Auslands fühlte er sich gesichert. Mit dem Perser hatte er Frieden. Die Barbaren der Donau waren, wenn nicht bezwungen, so doch besänftigt, und ihre Unruhe, ihr Kriegsmuth und ihre Raubsucht konnten nicht wohlthätiger für das Reich genutzt werden, als zur Bertheidigung des Vaterlandes. So mancherley Beobachtungen dienten, Theodosen zu bestimmen, und was etwa noch von Besorgnissen in seiner Seele zurück bleiben mochte, das ward durch der reizenden Galla, der Schwester Valentinians, huldreiches Lächeln bald verstreuet. Die Jugend, Unschuld und aufblühende Schönheit des edlen Mädchens interessirten Theodosen. Ihre keimende Vollkommenheit schien für den Verlust seiner geliebten Placilla ihm Ersatz zu versprechen. Justina begünstigte die willkommne Neigung ihres Beschützers aus allen Kräften, und Galla

lens Hand ward das Unterpfand von Valentinians Wiederherstellung.

388. Langsam, und nur nach der reifsten

Ueberlegung, hatte Theodosius seinen Entschluß gefaßt. Jetzt befließ er sich, ihn mit Nachdruck und Thätigkeit hinaus zu führen. Vom Euphrat bis zum adriatischen Meere schüttelte das Land unter seinen Rüstungen. Ein zahlreiches Corps Gothen, Hunnen und Alanen ward in Sold genommen, in den Waffen geübt, und zur römischen Disciplin angelehret. In den Häfen Griechenlandes und Epirus ward eine Flotte ausgerüstet, um Justinen und Valentinianen bey der ersten günstigen Gelegenheit nach Italien zurück zu bringen. Arbogastes, der Franke, erhielt Befehl, mit einer zahlreichen Division längs der Donau durch die rhätischen Gebirge in das Herz von Gallien einzubrechen, während Theodosius selbst sich rüstete, an der Spitze eines mächtigen und disciplinirten Heeres seinen Gegner in Person aufzusuchen. Durch einen so vielseitigen Plan wurde Maximus verwirrt und getäuscht. Andragathes hatte die julischen Alpen besetzt, eine Brustwehr, an welcher Theodosius ganze Macht vielleicht gescheitert wäre; aber Maximus hieß ihn, den wichtigen Posten aufgeben, und aufs Gerathewol die adriatischen Gewässer durchschwärmen, wenn etwa Valentinian und Justina dieses Weges ziehen sollten. Den Rest seines Heeres theilte er in zween Haufen. Der eine lehnte

lehnte sich neben dem festen Siscia an der Drame,
 der andre, den sein Bruder Marcellinus führte, ne-
 ben Petavio an der Save. So hoffte er zwischen
 zween Flüsse und zween Kriegsheere den Theodosius
 einzuschließen, der sich in starken Märschen näherte,
 Theodosius Schnelligkeit und Gewandheit machte alle
 Maßregeln des Feindes zu Schanden. Er erreichte
 die Save. Wiewohl von dem eilfertigen Marsch er-
 müdet, und von der brennenden Hitze beynähe auf-
 gelöst, stürzten die scythischen Reiter mit ihren däm-
 pfenden Rossen sich in den Strom, sprengten den jens-
 seit lauernden Feind, gleich einem Schwarm von
 Kranichen, auseinander, jagten die Einen in den
 Fluß, die Andern unter die Geschosse von Siscia.
 Ohne aufzuathmen verfolgte Theodosius den Pfad des
 Sieges und der Ehre. Am dritten Tage schon stand
 er dem Marcellinus gegenüber. Uebermal ward die
 germanische Tapferkeit von dem reißenden Fluge der
 scythischen Reiteren überwältigt. Die Wahlstatt war
 mit Leichen gepflastert. Marcellinus blieb. Der Rest
 der Ueberwundenen streckte die Waffen, und ward
 dem siegreichen Kriegsheer einverleibt. Maximus
 hatte nicht das Herz gehabt, in Person für seine Kro-
 ne und sein Leben zu fechten. Von der Niederlage
 seines Heers unterrichtet, flohe er nach Aquileja. Theo-
 dosius, der durch die Gefangenennhming, oder den
 Tod des Tyrannen den traurigen Bürgerkrieg zu en-
 den durstete, folgte ihm auf der Ferse. Ohne durch

Godsm. Röm. VI. B.

die Zuruffungen und den triumphähnlichen Empfang des loyalen Aemona sich aufhalten zu lassen, stürzte er von dem Gipfel der jetzt offenen julischen Alpen in Italiens paradiesische Gefilde hinunter, und Maximus hatte kaum Zeit, die Thore von Aquileja hinter sich zu verschließen. Diese ohnmächtigen Thore vermochten ihn jedoch weder gegen den Ungestüm des Siegers, noch gegen die Verzweiflung und Abneigung seiner eigenen Krieger zu schützen. Sie rissen ihn von seinem Throne, beraubten ihn der Insignien der Kaiserschaft, und führten ihn mit gebundenen Händen vor seinen Richter. Theodosius konnte den erbarmenswürdigen Aufzug des gefallenem Fürsten nicht betrachten, ohne an die Wandelbarkeit des Schicksals, und an die Eitelkeit aller irdischen Größe sich lebhaft gemahnt zu fühlen. Ein leises Mitleid regte sich in seinem Innern. Sein Herz hätte dem Kronräuber, der nie sein Privatfeind gewesen war, vielleicht verziehen; aber die Gerechtigkeit forderte ihr Opfer, das Blut Gratians schrie um Rache. Ohne durch schneidenden Hohn, oder zweckloses Aufrücken den gefallenem Feind noch tiefer zu zertreten, überließ ihn Theodosius der Rache der Soldaten, die ihm auf der Stelle das Haupt abschlugen. Noch zweien oder dreien seiner eifrigsten Anhänger theilten sein Loos. Andragathes, von dem Untergang seines Herrn unterrichtet, stürzte sich in die Fluthen. Victor, des Tyrannen Sohn, ward von Arbogastes in Gallien erhascht und getödtet. Jede andre Besorgniß ward durch eine allge-

meine und heilig gehaltene Amnestie beschwichtigt.
 — Es fehlte nicht an niedrigdenkenden Gemüthern,
 die dem Kaiser riethen, die Staaten des Maximus,
 als rechtlich eroberters Eigenthum für sich zu behalten.
 Diese kleingefinnten Menschen empfahlen sich dem
 edelgesinnten Theodosius sehr schlecht. Ungekränkt
 und unangetastet übergab er Valentinianen seines
 Bruders ganzes Erbe, unterwies den jungen Fürsten
 während eines fünfmonathlichen Aufenthaltes in der
 Residenz in den Grundsätzen einer gesunden Regie-
 rungskunde, und half seine zerrütteten Staaten ihm
 wieder in Ordnung bringen. Alle Vergehungen, wel-
 che durch die Revolution waren veranlaßt worden,
 wurden in die Nacht der Vergessenheit begraben. Den
 beraubten Unterthanen wurden nicht nur die ausgezo-
 genen Ländertheile wieder gegeben, sondern der großmüthi-
 ge Theodosius entschädigte sie sogar aus seiner eigenen
 Schatzkammer. Die hilflose Mutter des todtten Usurpa-
 tors fand in Theodosien einen Beschützer, und seine
 hinterlassenen Töchter wurden von ihm erzogen, als
 wären sie seine eigene.

Die Tugenden dieses guten Fürsten schienen in
 der That mit seinem Glücke zuzunehmen. Je weni-
 ger er zu fürchten hatte, desto freyer entfaltete sich die
 seltene Güte seines Herzens. Je mehr er über das
 Nichtmaß irdischer Größe sich erhöht fühlte, je zu-
 gänglicher ward er auch dem Lechten seiner Untertha-
 nen. Die Majestät seines Anstandes flößte Ehrfurcht

ein; die Leutseligkeit seines Lächelns milderte die Ehrfurcht in Zutrauen und Liebe. Jene Freuden, die den Pallästen gemeiniglich fremd sind, die Freuden des häuslichen Lebens und einer kunstlosen Geselligkeit schmeckte Theodosius in unvergällter Süßigkeit. Er war ein zärtlicher Gatte, ein nachsichtvoller Vater, ein theilnehmender und gefühlvoller Freund; den Bruder seines Erzeugers ehrte er als einen zweiten Vater; seine Geschwisterkinder erzog er, wie seine eigene; niemand durfte auch nur in dem allerentferntesten Verhältnisse sich seiner Verwandtschaft rühmen, der es nicht empfunden hätte, daß er dem Kaiser angehöre. Den engeren Birkel seiner Freunde wählte Theodosius mit großer Besonnenheit unter den Bekanntschaften seines Privatlebens. Was der Privatmann gutes empfangen hatte, das belohnte der Kaiser; was jenem beleidigendes mochte wiederfahren seyn, schien dieser zu betrachten, als sey es einem Fremden geschehen. Kein Talent ließ Theodosius unbelohnt; kein Verdienst unvergolten; und, die unglücklichen Ketzer ausgenommen, deren vorgeblichen Verstandesirrtum die Priester ihn als vorsehlliche Bosheit betrachten lehrten, beschränkte sein Wohlwollen sich nur innerhalb der Schranken der ganzen Gattung. Seine Gesetze waren menschlich und weise; seine Staatsverwaltung voll Kraft und Nachdruck; seine Kriege durchgehends gerecht; seine Erholungen die unschuldigsten von allen: ein Spaziergang etwa, im Kreise seiner Familie und Vertrauten, ein einfaches

heiteres Mahl, irgend eine lehrreiche und ergötzende Lektüre, Die Geschichte insonderheit dächte ihm der goldene Spiegel der Könige. Roms schicksalreiche Annalen gewährten ihm das interessanteste Gemälde menschlicher Denks- und Verfahrungsweise; und nie berührte er die verbrechenvolle Laufbahn eines Marius und Sylla, eines Tiber und Nero, eines Commodus und Heliogabalus, ohne in Ausbrüchen eines unverstellten Abscheues auszubrechen. So viele lichte und liebenswürdige Züge wurden durch zweien Fehler verschattet, durch einen gewissen Hang zur Indolenz, welcher, wenn nun irgend ein Plan durchgesetzt, ein Geschäft beendigt, eine Unternehmung gelungen war, den Krieger und den Staatsmann in eine zwar unschuldige, aber für das Wohl des Reichs zu unfruchtbare Ruhe wiegte; und durch den Temperamentsfehler des Jachzorns, den der edelmüthige Monarch Zeitlebens redlich bekämpfte, ohne den gefährlichen Feind je durchaus bezwingen zu können.

Aufbruch zu Antiochia.

Die Bedürfnisse des Staates, die kostspielige Beendigung des gothischen Krieges, die Annäherung seiner Decennalien, eines Festes, an welchem das Kriegsheer von der Freigebigkeit des Herrn große Geschenke zu erwarten pflegte, nöthigten Theodosien seine Staaten mit einer außerordentlichen Steuer zu belasten. Im ganzen Reiche ward diese Steuer ohne Widerstand eingehoben. In

Antiochien allein erregte sie einen fürchterlichen Sturm. Die müßigen, üppigen und muthwilligen Einwohner dieser volkreichen Stadt, die innerhalb vier durch Mauern getrennten Quartieren mehr denn zweymal hundert tausend Einwohner ohne den nie versiegenden Zulauf der Fremden begriff, war nie, weder mit ihrer Lage, noch mit ihren Herrschern zufrieden. Die Schrecken der göttlichen Waffen hatten sie nicht empfunden; um so weniger fühlten sie sich geneigt, zu den Kosten des Krieges beizutragen; die Arianer zürnten auf die Unduldsamkeit des Kaisers; die Anhänger des Paulinus konnten es ihm nicht verzeihen, daß er ihren Bischof zweymal hintenan gesetzt habe. Lange schon hatte der Funke der Unzufriedenheit unter der Asche geglimmt. Nur Eines Hauches bedurfte es, um ihn in wilde Flammen aufzublasen. Das neue Steueredict vertrat die Stelle dieses Hauches. In der Nacht des sechs und zwanzigsten Februars langte der Eilbote an, der den kaiserlichen Befehl überbrachte. Am Morgen des folgenden Tages berief der Statthalter den Stadtrath. Das Edict ward vorgelesen; und diese unwürdigen Senatoren überließen sich dem unartigsten Wehklagen. Ihre Gebeine könne man ihnen zermalmen, die letzten Blutstropfen ihnen aus den Adern zapfen; aber diese Summe sey nicht zu erschwingen, und wenn man ihre Weiber, Kinder, und sie selbst verkaufe. Ohne auf die besänftigenden Vorstellungen des Statthalters zu hören, verließen sie murrend den Saal, eilten in den Porticus, erklärten den herbey-

eilenden Bürgern, alles sey verloren, Antiochien sey dem Untergange geweiht, seine Einwohner zum Betelstabe verurtheilt. Diese zündbaren Gemüther fingen augenblicklich Feuer; die Menge stürmte zusammen; der Geist des Aufruhrs kam über sie; Besessenen ähnlich tobten sie durch die Gassen, fluchten dem Kaiser und seinem Stellvertreter; herannten das Haus des Bischofs, den sie nicht zu Hause fanden, des Statthalters, der ihnen die Thüren verrammelte. Die Bildsäulen der kaiserlichen Familie fielen ihnen in die Augen: Theodosius, seines Vaters, seiner verstorbenen Gattin, und ihrer beyden Söhne. Der ehrfurchtheischende Anblick diente nur, sie zu neuer Raserey zu reizen. Herab stürzten sie die Statuen von den Fußgestellen, zerschmetterten sie, schleppten die Trümmern durch die Gassen, und stürzten sie in den Drontes. — Der Gipfel des Aufruhrs war zugleich sein Ende. Zurückschauernd vor dem ungeheuern Frevol, kehrten die Besonnenen zitternd in ihre Häuser zurück; und nur ein verächtliches Gesindel blieb übrig, das zween Pfeilschüsse der heranrückenden Bogenschützen zerstreuten. Mit dem Morgen begann die Meuterey. Zu Mittag erreichte sie ihr Ende.

Auf den rasenden Sturm folgte eine tiefe Stille. Eine lämende Bestärzung bemächtigte sich der schuldigen Stadt. Scham, Reue, Angst, Verzweiflung folterten die Verbrecher in die Wette. Sie erinnerten sich der Wohlthaten, die ihnen Theodosius erwiesen. Sie verwiesen einander ihren schändlichen

Undank. Sie brachten in Eil die Steuer zusammen, die ihnen vor drey Stunden unerschwinglich gedäucht hatte, und legten sie zu des Statthalters Füßen. Jetzt sahen sie die Eilboten abgehen, die dem Kaiser ihr Verbrechen hinterbringen sollten. Sie sahen die Häscher durch die Gassen rennen, und die Rädelshühner des Auflaufs in Ketten legen. Eine allgemeine Verzagttheit übermannte sie. Verschllossen in ihren Häusern beweinten die Einen in resignirender Unthätigkeit ihr unglückliches Schicksal, während die andern sich in die Gebirge retteten, um dem drohenden Ungewitter zu entgehen.

Die große Entfernung der Residenz, eine Entfernung, die nicht weniger denn hundert und fünfzig Meilen betrug, verlängerte den qualvollen Zustand, worin die marterndste Ungewißheit die Antiochier versetzte. Mancherley schreckende Gerüchte dienten ihre Angst zu erhöhen. Der Kaiser, hieß es, sey unbittlich; das ganze Volk, ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, solle niedergemetzelt, die Stadt dem Erdboden gleich gemacht, und über die verbannte Stätte der Pflug gezogen werden. Antiochien, schien es, sehe seinem jüngsten Tag entgegen. Der Frohsinn, der Muthwille seiner Einwohner war verschwunden; der Circus, die Bäder, die Theater standen öde. Die Kirchen schallten Tag und Nacht von den Gebeten der blühenden Menge. Die Heiden entsagten allen ihren Lastern. Die Christen übten jede Tugend. Die ganze üppige Stadt glich einem Kloster. Chry

so st o m u s goldner Mund ermangelte nicht, eine der Erbauung so günstige Stimmung zu nutzen. Tag für Tag rollten die Donner seiner Beredsamkeit über den Häuptern der büßenden Myriaden; wechselsweise schmetterte er sie in den Abgrund der Verzweiflung hinunter, dann hob er ihre zerknirschten Herzen wie die empor auf den Fittigen der Hoffnung und des Glaubens.

Man erfuhr, daß die Eilboten durch einen Unfall während ihrer Reise aufgehalten seyn. Man verzweifelte nicht, ihnen noch zuvor kommen zu können, und der Erzbischof Flavianus, wiewohl mit Jahren und Schwachheiten beladen, übernahm es, das Herz des beleidigten Fürsten zu erweichen. — Vier und zwanzig Tage nach dem Aufruhr vernahm man, daß die kaiserlichen Bevollmächtigten im Anzuge seyn. Es waren Hellebicus und Casarius, und die bekannte Rechtschaffenheit und Menschenliebe der beyden Männer belebte die Antiochier mit einiger Hoffnung. Sie gingen ihnen haufenweise entgegen, und begleiteten sie unter Thränen und Bitten zu ihrer Wohnung.

Frühe morgens wurden die Senatoren ins Prätorium entboten; und das kaiserliche Urtheil wurde publicirt. Das stolze Antiochien wurde aller seiner Ehren und Würden entsetzt. Es ward des Ranges einer Stadt, seiner Länderen, Vorrechte und Einkünfte beraubt, und unter der demüthigenden Benennung eines Fleckens der Gerichtbarkeit seiner Ne-

benbulerin, des nahen Laodicea, unterworfen. Die Bäder, der Circus, und das Theater wurden geschlossen, und die Getreidespende, welche das Volk der Frengiebigkeit des Kaisers verdankte, gänzlich aufgehoben. Hiernächst schritten die Commissarien zum Verhör der einzelnen Verbrecher. Die ganze Municipalität, die edelsten und reichsten Einwohner der Stadt wurden, mit Ketten beladen, vor den fürchterlichen Richterstuhl geschleppt, und durch die Folter zum Bekenntniß ihrer Schuld gezwungen. Ihre Güter wurden eingezogen, ihre Wohnungen an den Meistbietenden verkauft, ihre schuldlosen Familien auf die Straßen hinaus gestoßen, und der Barmherzigkeit der Vorübergehenden überlassen. Die Ueberrückenen selber wurden in einem offenen, mit dickem Gemäuer umschlossenen Platz verwahrt, um am dritten Tage den Lohn ihres Hochverraths zu empfangen. Mittlerweile wurden die Untersuchungen mit unnachlässlicher Schärfe fortgesetzt, und die Gefängnisse der Stadt waren zu enge, um alle Verhaftete zu fassen.

Der gefürchtete dritte Tag erschien. Vor Tagesanbruch noch begaben sich die Bevollmächtigten, den Fackelscheine, und von Henkern umgeben, aufs Prætorium. Während sie durch die Gassen zogen, näherte sich ihnen unter gräßlichem Geheul eine Schaar von Wilden, deren haarigter Leib, ungekammte Locken, sträubiger Bart, und leichenblasse Anlitz ihnen das Blut in den Adern gefrieren mach-

ten. Es waren die frommen Klausner vom Gebirge, die ihre Hölen und Felsengipfel verlassen hatten, um für ihre unglücklichen Brüder zu bitten. Furchtlos warfen sie den Dienern des Kaisers sich in den Weg, fielen ihnen in den Zügel, schrieten um Gnade. Unser Kaiser, riefen sie, fürchtet Gott! Er wird sich erbitten lassen, wie sich Gott erbitten läßt. Hütet euch, daß ihr eure Hände nicht in das Blut eurer Brüder taucht! Zuvor müßt ihr in das unsrige sie tauchen. — Während die Commissarien mit Mühe durch den tobenden Haufen drängten, trat ein kleiner unansehnlicher, mit Lumpen kaum bedeckter Greis ihnen in den Weg, und befahl ihnen, mit gebieterischer Stimme, vom Pferde zu steigen. Schon wollten sie den Vermessenen zu Boden rennen, als man ihnen sagte, es sey der heilige Macedonius. Angedonnert von dem Schalle dieses welt gefeyerten Namens, stürzten sie von ihren Pferden, warfen sich dem heiligen Manne zu Füßen, und beschworen ihn um seinen Segen. Geh, sprach der furchtbare Unbekannte, hinterbringt dem Kaiser, was ich euch heiße: Du bist ein Mensch, Kaiser, und kein Gott. Deine Untertanen sind Menschen, so gut wie du. Sie haben deine Ebenbilder zerstört, und du willst die Ebenbilder Gottes zerstören. Sie werdendieine Ebenbilderwiederherstellen; und du, wirst du mit aller deis

ner Kaiserschaft auch ein Härlein ihres Hauptes herstellen können! — Verwirrt, betäubt, bedrängt, vermochten die eingetriebenen Richter sich kaum zu halten. Sie nahen sich dem Prætorio. — Eine neue Scene harrte ihrer. Auf der Schwelle des Pallastes lagen die Bischöfe der Nachbarschaft, und hießen sie, ihre heiligen Leiber mit Füßen treten, wenn sie nicht versprächen, das schreckliche Urtheil zu verschieben. Ein Weib stürmte herbey, warf sich ihnen zu Füßen, und beschwor sie, ihren einzigen Sohn, die Stütze eines hilflosen Alters ihr wieder zu geben. — Hier wankte die Standhaftigkeit der Richter. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie versprachen die Vollziehung des Urtheils zu verschieben, auf der Stelle abzureisen, und die Begnadigung der Stadt zu bewirken. Unausbleiblicher Jubel erhob sich; die Bischöfe fielen den Richtern in die Arme; die Klausner küßten ihnen Hände und Füße. Cäsarius reiste noch den nämlichen Abend ab, beladen mit einer Bittschrift, worin beyde, die Bischöfe und die heiligen Einsiedler, den Kaiser an den jüngsten Tag erinnerten, und für das Blut der Hochverräther ihr eigenes ihm zur Sühne boten.

Cäsarius reiste Tag und Nacht, und schon den sechsten Tag erreichte er Constantinopel. Er flog zum Kaiser, schilderte die Reue der Einwohner, überreichte ihm die Bittschrift der Einsiedler, und unterstützte sie mit seinen eignen Bitten. Theodosius großes Herz ward weich, Milde Thränen schwemmten

jede Art des Unwillens hinweg aus seinem versöhnten Herzen. Ist es das, sprach er im sanften Tone der sich gekränkt fühlenden Freundschaft, ist es das, was ich um sie verdiente? Oder, wenn ich es verdiente, womit verdienten es die Todten, womit mein ehrwürdiger Vater, womit meine verklärte Gattin? — Ach! ich liebte diese undankbaren Antiochier so zärtlich! ich freute mich, sie zu sehn, ich brannte für Ungeduld, die Versicherungen meiner Liebe mit den andern auszuwechseln. — Der Herr des Weltalls, sprach er zu dem anwesenden Flavianus sich wendend, betete für seine Mörder, wer bin denn ich, daß ich meinen Brüdern nicht verzeihen sollte. Eile, ehrwürdiger Vater, bringe meinem Volke den Trost, die Ruhe, das Leben wieder. — Flavianus reiste; da sein hohes Alter ihm aber keine allzuschnelle Bewegung erlaubte, schickte er einen Eilboten mit dem Begnadigungsschreiben des Kaisers vor sich her. Mitten in der Nacht empfing Hellebicus das Schreiben. Mit Tagesanbruch eilte er ins Prätorium. Sein rascher Gang, seine heitre Mine verkündigten fröhliche Botschaft. Das Volk eilte zusammen; das kaiserliche Schreiben ward erbrochen, und die lauschende Menge getraute sich kaum zu athmen. Als aber in dem Tone nicht des beleidigten Herrn, sondern des gekränkten Vaters Theodosius den Antiochiern ihr Vergehen verwies; als er insonderheit die Unbilde, die sie seinen geliebten Todten zugefügt, schmerzlich fliegend, rügte; als er endlich das gesprochne Ur-

theil zurück nahm, und die Stadt der vollsten unbedingtesten Begnadigung versicherte; da flossen Thränen; laut schluchzend stand die reuige Menge; händringend erflehten sie für den guten Vater des Himmels besten Segen; bis endlich jedes gepreßte Herz der Bonne vollestem Genuß sich öffnete. Mehrere Tage lang glich Antiochien einem ungeheuern Festsaale. Die Gassen waren mit Blumen bestreuet, die Wohnungen mit Kränzen behangen, auf allen öffentlichen Plätzen wurden Tafeln gedeckt. Millionen Fackeln wetteiferten dem gestirnten Himmel entgegen. — Flavianus erschien, und ward empfangen, wie ein Engel des Friedens. Die festlich geschmückten Tempel erschollen von dem Jubel eines dankenden Volkes. Statt der getrümmerten Bildsäulen stiegen hundert schönere empor; und Theodosius bekannte, daß wenn es kaiserlich wäre, sich zu rächen, es göttlich sey, zu verzeihen.

Aufbruch und Blutbad zu Thessalonich.

390. Widerte Theodosius dies sadne Gefühl ein wenig sorgsamer in seinem Herzen bewahrt haben! Es hätte ihm eine That erspart, die mehr in die Annalen des Nero hinein zu gehören scheint, als in die Seinigen.

Thessalonich, die Hauptstadt der ellyrischen Provinzen, war während des gothischen Krieges mehreremalen vom Feinde brannt, durch die Stärke ihrer Mauern und die Tapferkeit ihrer Besatzung aber je-

desmal gerettet worden. An der Spitze der letztern stand *Botherich*, ein Barbar von Abkunft, der aber durch die Strenge seiner Sitten, und Mannszucht, den meisten seiner gesitteten Kameraden vorzueilte. Unter den Sklaven dieses Mannes war ein Jüngling, dessen Schönheit die viehische Brust eines sehr beliebten Wagenführers reizte, und um die Unschuld des Knaben zu retten, sahe sich *Botherich* gendthigt, den schändlichen Lustling in Ketten zu legen. Mittlerweile ging Nachricht ein, daß *Theodosius* den *Maximus* bezwungen, und den Bürgerkrieg geendigt habe. Gleich allen andern Städten feyerte auch *Theffalonich* seines Kaisers Glück mit den ausserlesenen Circusspielen. Bey dieser Gelegenheit vermifste das Volk seinen Günstling. Es ersuchte den *Botherich*, ihn ihnen auszuliefern, und als dieser die Lasterhaftigkeit des Menschen durch seine Geschicklichkeit nicht entschuldigt glaubte, ward der Pöbel wüthend, sprengte die Thüren des Gefängnisses, steinigte die Magistratspersonen, die den Tumult endigen wollten, bemächtigte sich *Botherichs*, ermordete ihn, und schleifte den zerstückelten Leichnam durch die Gassen.

Theodosius war zu *Meyland*, als die schändliche That ihm gemeldet wurde. Im ersten Aufbrausen des Zorns befahl er, dies schuldige und Bludürstige Volk ohne Ausnahme auszurotten. *Ambrosius*, der des Kaisers Temperament kannte und fürchtete, eilte, ihn zu besänftigen, und *Theodosius* hatte Achtung

genug für das Vorwort des ehrwürdigen Bischofs, ihm die unbedingteste Begnadigung der Verbrecher zu geloben. Allein die Räte des Fürsten, und unter ihnen vornemlich Ruffinus, trugen Sorge, den Eindruck, den des Bischofs Zureden auf Theodosien gemacht hatte, auf der Stelle wieder auszulöschen. Sie stellten ihm vor, daß dies unbedingte Verzeihen in Schlaffherzigkeit, ja in wahre Ungerechtigkeit auszuarten drohe; den Bischöfen komme es zu, die Gnade zu predigen, den Fürsten aber, die Gerechtigkeit zu üben; ein Reich lasse sich nicht regieren, wie ein Kirchsprengel; und der Staat habe seine Maximen so gut, wie die Kirche; die Antiochier habe er begnadigt; den Arianern, die zu Constantinopel eine Kirche geplündert hatten, habe er verziehen; die Calliniceser, die eine Synagoge niedergegriffen, seyn ungestraft geblieben; wenn er auf diesem Systeme beharre, so würde die gesellschaftliche Sicherheit vernichtet, und seine Stellvertreter würden keinen Augenblick ihres Lebens sicher seyn. Theodosius konnte so einleuchtenden Gründen seinen Beyfall nicht versagen. Statt aber den Grundsätzen der Gerechtigkeit zu gehorchen, gehorchte er bloß dem Zusagen seines Zornes; statt eine kühle unpartheyische Untersuchung zu verhängen, wiederholte er den raschen Befehl zu einem allgemeinen Blutbade. — und als er in dem nächsten beonnenen Augenblick ihn gerne wieder zurück genommen hätte, war es schon zu spät.

Boherichs Kameraden, erfreut den Mord ihres Freundes auf eine so auffallende Weise rächen zu sollen, eilten den blutigen Befehl zu vollziehen, und durch die heimtückische Art, wie sie ihn vollzogen, gewann die schwarze That ein noch schwärzeres Ansehn. Im Namen des Kaisers wurden alle Einwohner in den Circus geladen. Und so unersättlich war der Hunger dieser Unglücklichen nach den Circusspielen, daß sie ohne Ahndung oder Argwohn ihrem Untergange blindlings entgegen rannten. Das Amphitheater war kaum angefüllt, als die Losung zum Blutbade gegeben wurde. Mit wildem Gebrüll und gezuckten Schwertern, brachen die versteckten Krieger hervor, und diese ganze wehrlose Menge ward ohne Unterschied niedergemetzelt, schuldlose Knaben und zitternde Greise, Säuglinge am Busen ihrer Mütter. Jungfrauen in den Armen ihrer Geliebten, friedliche Bürger, die nie wider den Staat gesündigt hatten, Ausländer, die vielleicht erst heute zum erstenmal die Stadt betraten. Ein fremder Kaufmann landete während des Blutbades im Hafen. Er hörte was vorging; er zitterte für das Leben seiner beyden Söhne; er eilte hinzu, und fand die Mörder im Begriff, sie zu durchboren. Fußfällig flehte er die Barbaren um Erbarmen, bot all sein Geld und Gut, bot sein eignes Leben zum Lösegelde für seine Kinder. Die Unmenschen erwiderten, daß die Zahl der Köpfe, welche sie dem Kaiser liefern müßten,

noch nicht voll sey, daß sie nur das Eine seiner Kinder verschonen könnten, und daß er wählen solle. Welche Forderung für das beängstigte Vaterherz! Während er unschlüssig da stand, zu wählen zauderte, jeden retten, keinen preis geben wollte, tauchten die Barbaren hohnlachend ihre Dolche in beyder Jünglings Brust, und entschieden, fühllos wie ihre Klinge, den Kampf des unglücklichen Vaters. Drey ganze Stunden dauerte das Schlachten. Siebentausend Menschen verloren das Leben; nach andern Berechnungen sogar fünfzehntausend.

Ambrosius, der, wenn es nicht die Ketzer galt, seiner Menschlichkeit keine Gränzen setzte, dachte, als er die schreckliche Zeitung empfing, vor Abscheu und Entsetzen zu vergehen. Um seinem Kummer ungestört nachzuhängen, und des Kaisers verhaßtem Anblicke auszuweichen, begab er sich aufs Land. Da er aber befürchtete, durch ein strafbares Stillschweigen der schreyenden Blutschuld sich theilhaftig zu machen, so schrieb er ihm einen rührenden und ehrerbietigen Brief; er setzte die ungeheure That, deren er sich schuldig gemacht hatte, ins hellste Licht; er beklagte daß er durch diese Eine That so viele ruhmvolle Handlungen seines bisherigen Lebens mit einemmale vernichtet habe; er beschwor ihn, mit büßenden Thränen und aufrichtiger Reue sie wieder auszulöschen. Biewohl er ihn nicht geradezu und mit ausdrücklichen Worten aus der kirchlichen Gemeinschaft ausschloß, so erklärte er ihm doch, daß ein Gesicht ihn gewarnt

habe, in der Gegenwart, oder im Namen des Kaisers die heiligen Mysterien zu feyern; und er ermahnete ihn, in seinem dermaligen Zustande weder dem Altare sich zu nähern, noch mit den Händen, die noch von dem Blute eines unschuldigen Volkes rauchten, die geweihte Hostie zu berühren. — Es bedurfte so vieler Vorstellungen nicht, um Theodosens weiches Herz zu schmelzen. Die Stimme seines Gewissens war schon laut geworden. Seine Blutschuld stand groß und fürchterlich vor seinen Augen, um so mehr, da er selbst mehrere Jahre in Thessalonich gewohnt hatte, da seine Phantasie die ganze Lage des Ortes, die Gestalt seiner Gebäude, die Kleidungen, und selbst die Antlitzer der Einwohner, ihm in den lebendigsten Farben vormalte. Um seinem beklommenen Herzen Luft zu schaffen, eilte er in das Haus des Herrn; aber an der Schwelle des Tempels trat der furchtbare Ambrosius ihm entgegen. Im Namen des Gottes, dessen Stelle er vertrete, gebot er ihm, diese geweihten Mauern nicht mit seiner Gegenwart zu schänden; nicht sich einzubilden, daß vor den Augen des Königs der Könige sein Purpur vor dem Letzten seiner Unterthanen ihm einen Vorzug gebe; in Sack und in der Asche seine Schuld zu beweinen; und wie er öffentlich gesündigt habe, so auch öffentlich Buße zu thun. In flehender demüthiger Gebärde berief sich Theodosius auf das Beyspiel Davids, des Mannes nach dem Herzen Gottes, der nicht nur

des Mondes sich schuldig gemacht habe, sondern auch des Ehebruchs. Du hast gesündigt wie David, erwiderte der unerbittliche Priester, wohl an, so thu' auch Buße, wie er. Beschämt, zernüchtern, zermalmt, schlich der Kaiser nach Hause, entsagte dem kaiserlichen Schmuck; verschloß sich in sein Kämmerlein, und mied die Versammlung der Gläubigen acht ganzer Monden lang.

Die heilige Weihnachtszeit nahte. Theodosius wollte das Herz brechen, als er den niedrigsten seiner Sklaven jene Schwellen beschreiten sahe, welche zu beschreiten er nicht wagte. Er bedachte, daß geschrieben stehet: wen du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und versank in die düsterste Schwermuth. Um ihn zu trösten, versprach Rufinus, der Mitschuldige seines Verbrechens, den hartherzigen Ambrosius zu erweichen, und Theodosius wagte es, in einiger Entfernung hinter ihm her zu schleichen. Rufinus kam bald zurück, belastet mit Vorwürfen und Verweisen, und meldete dem Kaiser, daß keine Hoffnung vorhanden sey. Theodosius beschloß jedoch, das äußerste zu wagen. Allen seinen Muth zusammen nehmend, näherte er sich, in büßender Stellung der Kirche. Wie? zürnte ihm Ambrosius entgegen, selbst in des Herrn Heilighume willst du den Tyrannen spielen? Ehrfurchtlos und rücksichtslos willst du die Ordnungen unsrer ehrwürdigen Mutter, der Kirche überspringen, und

dich einer Zucht entziehen, die des Lasters einzig übriger Zaum ist? Feyerlich erklärte der Kaiser, daß er, so schwerlich sich zu vergessen, nicht gesonnen sey, sondern einzig komme, um mit dem Himmel und mit der Erde sich zu versöhnen! „Und welche Genugthuung denkst du zu leisten, um der Begnadigung werth zu seyn?“ Jede, antwortete Theodosius, die es dir, mein Vater, mir aufzulegen belieben wird! Jetzt befahl der Bischof dem Kaiser, ein Edict zu geben, vermöge dessen jedes Bluturtheil erst dreissig Tage, nachdem es gesprochen wäre, vollzogen werden sollte. Theodosius gehorchte auf der Stelle, und erhielt nunmehr die Vergünstigung näher zu treten. Mitten im Schiff der Kirche, umdrängt von einem unzählbaren in Thränen schmelzenden Volke, warf der Kaiser sich zu Boden, beichtete und bekannte seine Sünden, bat den Himmel und die Menschen um Vergebung, empfing dann die heilige Kommunion, und ging getröstet zu Hause.

Möget ihr doch, o ihr Starken, des herrischen Priesters, und des gutmüthigen Theodosius spotten! So lange Fürsten Menschen, und die Beherrscher der Erde noch nicht leidenschaftlos sind, wie die Gottheit, so lange wollen wir zu einem Princip uns Glück wünschen, das stark genug ist, des Löwen Trotz zu bändigen, und die Hyäne ihres Blutdurstes zu entwohnen.

Valentinian's Tugenden und Tod.

Valentinian reiste nach und nach zum Jünglinge, und des Jünglings knospende Tugenden verhiessen dem Reiche die alleredelsten Früchte. Seit dem Tode seiner Mutter hatte er dem Arianismus entsagt, um mit seinen Unterthanen wieder in Eine kirchliche Gesellschaft zu treten. Theodosius Vermahnungen, und Ambrosius Warnungen hatten ihn jeder Thorheit entwdhnt. Der Circus, den er vorhin ausschweifend liebte, ward nicht mehr von ihm besucht. Um seinen Hang zur Jagd zu zähmen, ließ er alles Wild in seinem Park in einem Tage tödten. Um seine Neigung zur Ueppigkeit zu bändigen, gewöhnte er sich zu fasten, während er seine Freunde bewirthete. Um dem Reiche zu zeigen, daß er auch der gefährlichsten und stürmischen aller Leidenschaften sich zu bemätern wisse, verschrieb er die berühmteste Tänzerin des Reichs, und schickte sie zurück, ohne sie auch nur gesehen zu haben. Der Geschäfte, von welchen seine eifersüchtige, jetzt bereits verstorbene Mutter ihn geßiffentlich zurück gehalten hatte, bemächtigte er sich in kurzen, und unterzog sich ihnen mit unermüdlicher Emsigkeit. Er fand den Schatz erschöpft; aber durch die allerhaußhälterischste Sparsamkeit wußte er ihn zu füllen, ohne den Unterthanen mit neuen Bürden zu belasten. So znnig er auch seine beyden Schwestern liebte, so ließ er seine Zärtlichkeit sich doch nicht verleiten, ihre Wünsche dem Rechte auch des gemeinsten Menschen vorzuziehen. So viele Tugenden wurden leider in der Knospe geknickt.

Valentinian ward das Opfer häuslichen Verrathes; und der Jammer des Bürgerkrieges zerrüttete das Reich noch einmal.

Arbogastes, der Franke, hatte unter Gratians Befehlshabern den zweyten 392.
Platz bekleidet. Nach seines Gebieters gewaltsamen Tode trat er in Theodosens Dienste, half ihm den Kronräuber Maximus bezwingen, und erhielt dafür den hohen Posten eines Magistri Militiæ in ganz Gallien. Durch seine Verdienste hatte Arbogastes die Achtung der Bürger, durch seine grenzenlose Freygebigkeit die Zuneigung des Heeres gewonnen. Jedermann hielt Arbogasten für die Säule des Staats, während der ehrfüchtige Barbar bereits den Plan entwarf, den Occident zu zerrütten oder zu unterjochen. Nach und nach wußte er jeden getreuen Diener, von der Person des Fürsten zu entfernen; die Befehlshaberstellen wurden unter die Franken, die Hof- und Staatsämter an Arbogastes Kreaturen vertheilt; der verlassene Fürst sahe sich alles Einflusses beraubt, und führte in dem Pallaste zu Vienne, wohin er sich unglücklicher Weise durch die verrätherische Faction hatte locken lassen, das Leben eines Gefangenen. Das Unwürdige seiner Lage entging ihm nicht. Er fühlte sich werth zu herrschen, und trug mit knirschendem Unmuth seine Ketten. Sehnsuchtsvoll wandte er seine Blicke in den Osten. Er unterrichtete Theodosen von der Hülflosigkeit seiner Lage, beschwor ihn, ihm zu Hülfe zu eilen; oder er erklärte, sein Gebiet räumen,

und sich in Person in seine Arme retten zu müssen. Auch unter Ambrosens Fittigen hoffte der unglückliche Jüngling Schutz zu finden. Er wußte, in wie hohem Ansehen der ehrwürdige Bischof selbst bey dem trotzigen Franken stünde, und beschwor ihn durch einen seiner Silentiarier, an den Hof zu kommen, und zwischen ihm und seinem übermüthigen Diener einen Frieden auszumitteln. Mittlerweile sahe Valentinian mit jedem Tage sich enger eingeschränkt. Hülfe und Beistand waren sobald noch nicht zu erwarten, und der edelmüthige Jüngling beschloß, eines so unerträglichen Verhältnisses sich zu entschütten. es möge kosten was es wolle. Eines Tages setzte er sich in allem Glanze der Majestät auf den Thron, und hieß den Arbogastes rufen. Arbogastes erschien, und der Kaiser überreichte ihm ein Papier, in welchem er ihn aller seiner Dienste entließ. Arbogastes, sagte der übermüthige Unterthan, und warf das Papier zur Erde, ist nicht gewohnt, den Launen der Fürsten zu gehorchen. Valentinian ergrimmete; er riß dem nächsten besten von der Leibwache das Schwert von der Hüfte, und würde den Barbaren durchbohrt haben, wenn die Umstehenden ihm nicht Einhalt gethan hätten. Von nun an war offene Fehde zwischen dem Fürsten und seinem Diener. Einer von beyden mußte fallen, und wer hätte fallen sollen, als der Wehrlose! Wenig Tage nach jenem Auftritt spazierte Valentinian, während seine Diener zu Mittage speisten, in seinem Garten an

der Rhone. Diesen Augenblick erfahen die Menehelsmörder. Sie überfielen den schuldlosen Jüngling, erwürgten ihn, und um dem Volk glaubend zu machen, daß er das Opfer seiner eignen Verzweiflung geworden wäre, hingen sie ihn an einen Baum des Gartens! Ach! war des sterbenden Fürsten letzter Schrey gewesen, ach! was wird aus meinen unglückseligen Schwestern werden! Und diese zärtlichen Schwestern waren fast die einzigen, die über seiner Leiche weinten. Zweien ganze Monden lang trennten sie sich weder Tag noch Nacht von dem geliebten Sarge. Mit Thränen und Klagen geleiteten sie ihn zu dem porphyrnen Grabmale, das Ambrosius ihm neben dem seines Bruders bereitet hatte. Der ehrwürdige Bischof selbst hielt seinem Pfleg- und Liebling die verdiente Lobrede. Seiner unerhittlichen Rechtgläubigkeit vergessend, versicherte er die trauenden Schwestern, daß ihr vollendeter Bruder, ohngeachtet er durch die Taufe nicht wiedergeboren worden, gleichwohl geradezu in die Wohnungen der Seeligen eingegangen sey.

Eugenius Usurpation und Untergang.

Seit Jahrhunderten schon hatten diese ausgearteten Römer mit zahmer Unterwürfigkeit aus den Händen des Stärkern ihre Herrscher entgegen genommen; jeder Funke von Patriotismus und Loyalität war längst in ihrer Brust verglommen; nichts desto weniger traute der Franke Arbogastes ihnen noch zuviel

Selbstgefühl zu, als daß sie die Schmach hätten dulden sollen, einen Barbaren auf dem Throne der Cäsare zu sehen. Sicherer hielt er es, unter dem Namen einer seiner römischen Kreaturen zu herrschen, und derjenige, den er zu der kaiserlichen Puppe auswählte, war der Rhetor Eugenius. Seit langer Zeit stand Eugenius in Arbogastens Diensten. Ricomar hatte ihn ihm als einen brauchbaren und zuverlässigen Menschen empfohlen, und Arbogastes ihn als einen solchen befunden. Nach und nach beförderte er ihn zu seinem Geschäftsträger, zu des Kaisers Geheimschreiber, zum Magister Officiorum. Jetzt glaubte er in ihm den Mann zu finden, den er brauchte; ein Subjekt, das Verdienste genug besäße, um den Purpur gerade nicht zu schänden, nicht genug aber, um der Abhängigkeit von seinem Beförderer sich zu entschütten. Eugenius ließ sich Arbogastens Antrag gefallen, weniger aus Neigung als aus Gehorsam. Das Heer proclamirte den neuen Augustus. Der ganze Occident trat zu ihm über. Unter so vielen Millionen war nur ein einziger, der den Kronräuber anzuerkennen verschmähte — und dieser Eine war Ambrosius! Er, der den Eugenius als Privatmann geschätzt hatte, widerstand ihm, da er einen Thron usurpirte, verschmähte seine Geschenke, verachtete seine Schmeicheleyen, und mied lieber seinen bischöflichen Sitz, als daß er einige bürgerliche oder kirchliche Gemeinschaft mit ihm hätte pflegen sollen.

Eugenius, oder vielmehr Arbogastes erstes Regierungsgeschäft war, den Theodosius mit einer feyerlichen und ehrwürdigen Gesandtschaft von Bischöfen und Priestern zu beschicken, das frühzeitige bejammernswerthe Ende seines Schwähers ihm zu berichten, Eugenius Erhebung ihm kund zu thun, und darauf anzutragen, daß der Beherrscher des Orients den ehrwürdigen Bürger, welchen der Occident ihm an die Seite gesetzt, als seinen Reichsgenossen anerkennen möchte. Theodosius hatte das Schicksal seines Schütlings und Schwähers nicht ohne den empfindlichsten Kummer vernommen. Die schwarze That, der Jammer einer geliebten Gattin, die zum zweytenmal verletzte Majestät des Thrones bestimmten seinen Entschluß auf der Stelle. Für jetzt jedoch war die Stunde der Rache noch nicht gekommen. Theodosius kannte des Franken seltene Talente, und große Hülfsquellen. Um zu den erforderlichen Zurüstungen hinlängliche Frist zu gewinnen, verheelte er seine Gesinnung, begnügte sich, Arbogastes Hochverrath in einigen unwilligen Winken zu rügen, und entließ die Gesandten mit einer zweydeutigen Antwort. Dieses und das ganze nächste Jahr rüstete er sich zu dem entscheidenden Feldzuge. Die Legionen wurden ergänzt und geübt. Völker aus den entgegengesetztesten Himmelsstrichen sammelten sich unter seine Paniere; der Gothe, der Araber, der Iberer, der Perser, Indier und Sace. Auch mangelte es einem so furchtbaren Heer nicht an geübten Anführern.

Stilico und Timasius führten die Römer, der wah-
 fere Bacurius die Iberer; an der Spitze von zwanz-
 zigtausend Gothen standen Gaisos, und jener be-
 rühmte Alarich, der jetzt unter Theodosius seine
 Kräfte übte, um dereinstens die Pfeiler des Reichs
 umzureißen. Die Waffen des Fleisches waren je-
 doch nicht diejenigen, auf welche der fromme Theo-
 dosius am meisten rechnete. Um auch den Himmel
 in sein Interesse zu ziehen, fastete und betete er, ver-
 theilte Almosen, beschenkte den Clerus, und befragte
 die Orakel der Thebaide. Im fernsten Egypten, auf
 dem Gipfel eines wolkennahen Berges wohnte seit
 funfzig Jahren der heilige Johannes, in einer Zelle,
 die er mit eignen Händen erbaut hatte. Nie öffnete
 er seine Thür. Nie sah er das Antlitz eines Weibes,
 nie genoß er Nahrungsmittel, die mit Hülfe des Feu-
 ers bereitet zu werden bedurften. Fünf Tage in der
 Woche weihete er allein dem Gebet, und der Be-
 trachtung. Am Sonnabend und Sonntage aber öff-
 nete er ein enges Fenster, um den Wallfahrtern sein
 Antlitz zu zeigen, welche sich nach und nach aus al-
 len Enden der Christenheit zu ihm versammelten. Zu
 diesem frommen Seher wurde Eutropius, einer der
 vornehmsten Eunuchen des Pallastes, gesandt. Mühsam
 kletterte er zu dem kleinen Fenster hinan, trug
 dem Klausner seines Herrn Anliegen vor, und empfing
 eine Antwort, die einen zwar blutigen, aber glückli-
 chen Ausgang verhiess.

Mittlerweile hatte Arbogastes seine kaiserliche Puppe an den Rhein geführt, um den meuterischen Barbaren Ehrfurcht einzufloßen; dann nach Meyland, um den noch viel unbezwinglicheren Ambrosius zu Paaren zu treiben; jetzt führte er ihn nach Aquileja, um das mächtige Heer, was sich hier auf seinen Wink gesammelt hatte, mit der belebenden Gegenwart des vorgeblichen Cäsar zu entflammen. Der Operationsplan, den der kluge Franke entworfen hatte, war einer der überlegtesten. Gewarnt durch Maximus Fehler und Unglück, beschränkte er sich bloß auf die Behauptung der Provinzen dießseit der Alpen, und beschloß, in einem der umschlossensten Winkel des Reichs, in den Gefilden zwischen dem Gebirge, Aquileja und dem Meere die große Fehde auszufechten. Zu Anfange des Herbstes setzte Theodosius sich in Bewegung. Ohne einen Feind zu finden, durchzog er die pannonischen Ebenen. Selbst die Alpenpässe fand er wenig oder gar nicht besetzt. So wie er aber die Gebirge herab stieg, entfaltete sich ihm nach und nach diese imposante Ansicht von Zelten, Wagen, Rossen und Kriegeren, welche das ganze Gestade bis an die Mauern von Aquileja, und bis an die Gestade des kalten Flusses bedeckten. Kein Entschluß blieb ihm übrig, als augenblicklich anzugreifen. Die Gothen, deren Sieg oder Niederlage dem Reiche beynahe gleich vortheilhaft war, erhielten den Posten der Gefahr und der Ehre. Wie ein Wirbelwind gegen eine Felsenwand prallt, so

prallten sie gegen die germanische Schlachtreihen an, welche unbeweglich standen, wie die Mauern. Zehntausend tapfre Gothen lagen schon auf der Wahlstatt, und noch war mit so vielem Blute der Sieg nicht erkauft. Theodosius rannte die Felsen hinan, breitete Angesichts beyder Heere seine flehenden Hände gen Himmel, und wie von überirdischem Muth befeelt, führte er die Seinigen aufs neue zum Angriff. Valerianus der Iberer stritt wie ein Löwe. Mehr denn einmal warf er, der Einzelne, sich ins dichteste Gedränge, hieb aus dem Herzen des feindlichen Heeres sich wieder ins Freye hinaus, thürmte sich einen Obelisk von Leichen, und ging unter, als die Sonne unterging. Getrennt durch die zunehmende Dunkelheit schieden die Kämpfenden auseinander. Die Gallier behaupteten die Wahlstatt. Theodosius Heer, geschwächt, entmuthigt, um ein Drittheil herab geschmolzen zog sich zurück zwischen die Berge. Ein Kriegsrath ward gehalten. Mehrere Befehlshaber riethen zum Rückzug. Theodosius verwarf den feigen Vorschlag mit Unwillen. Soll das Kreuz, rief er, vor Herkuls Keule fliehen? Soll ich schändlich und ehrlos die Sache Gottes und des Vaterlandes aufgeben? Die ganze Nacht hindurch lag der fromme Kaiser, ausgeschüttet in Gebet und Flehungen, auf dem kalten Felsengipfel. Mit dem Nahen des Morgens sank er in einen leichten Schlummer. Ein tröstender Traum ging seiner Seele vorüber, Zween glänzende Reiter

in schimmernder Rüstung, und auf schneeweißen Rossen, winkten ihm, hießen ihn das Heer getrost ins Schlachtfeld führen; Johannes der Evangelist, und Philippus der Apostel würden ihm kämpfen und siegen helfen. Theodosius erwachte, und fühlte sich voll Kraft und Muthes. Heitern Antlitzes schritt er zu den Seinigen herunter, hieß sie zum gewissen Siege sich gürten, hing Angesichts des Himmels und der Erde seine von Thau und Thränen durchnäßten Kleider an einen Baum, und bekleidete sich mit seiner schimmerndsten Rüstung. Mit dem Zeichen des Kreuzes weihte er seine Schaaren zum Siege und zum Tode. Unter dem Feldgeschrey: Wo ist Theodosius Gott? führte er sie dem Feinde entgegen. In diesem Augenblicke sahe er im Rücken der Seinigen einen Heerhaufen aufbrechen, den der wachsame Arbogastes während der Nacht dahin gesandt hatte, um wenn die Schlacht am heissesten wäre, dem Feind in den Rücken zu fallen. Fast verzweifelte Theodosius an seiner Rettung, als die Befehlshaber jenes Hinterhaltes zu ihm sandten, und mit ihrem ganzen Corps zu ihm überzugehen versprachen, wenn Theodosius ihnen den nämlichen Rang in seinen Diensten zugestehen wolle, den sie bisher in den Diensten der Rebellen bekleidet hätten. Theodosius bewilligte ihr Gesuch mit Freuden. Auf einigen einzelnen Blättern, die der nächste beste Offizier aus seiner Schreibetafel rief, unterzeichnete er ihre Vollmachten auf der Stelle, und die Vereinigung erfolgte. Aufge-

frisch durch eine so gelegne Verstärkung griff das Heer mit doppelter Zuversicht einen Feind an, dessen eigene Befehlshaber an der Gerechtigkeit, oder an dem Glücke seiner Waffen zu verzweifeln schienen. Wo ist Theodosius Gott! rief Theodosius, und sprengte mit gezucktem Schwert gegen den germanischen Phalanx an. In diesem Augenblick verfinsterte sich der Himmel. Ein jähliger Wirbelwind, wie er zwischen den hohen Alpenkoppen sich fast täglich erhebt, stieg auf. Dumpfgrollend brauste er von den beschneiten Felsengipfeln herunter dem Feinde gerade ins Anlitz, blendete ihn mit den aufgejagten Staubwolken, zerrüttete seine Reihen und Glieder, und schlug seine Geschosse kraftlos zurück. Unfähig beydes mit dem Himmel und dem Feinde zu kämpfen, warfen die germanischen Streiter ihre Wehr zu Boden, und huldigten dem Ueberwinder. Ihrer einige rannten zu Eugenius, der, auf einer Anhöhe gelagert, dem Getümmel gelassen zusah, und nach dem Erfolg des vorigen Tages nichts geringeres erwartete, als seinen Nebenbuhler gebunden zu seinen Füßen zu sehn. Wie ward dem armen Schattenkaiser, als jetzt seine eigenen Krieger mit drohender Gebärde ihm naheten, ihre unehrerbietigen Hände an seine geweihte Person legten, den Purpur ihm von der Schulter rissen, und vor seinen Herrn und Richter ihn schleppten. Während dieser ihm seine Thorheit verwies, und der gedemüthigte Kronräuber zu des Ueberwinders Fuß

Füßen im Staube sich windend, weibisch um sein Leben wimmerte, trat einer seiner eigenen Leute hinzu, und endigte mit einem einzigen Schwertschlag seine Angst mit seinem Leben. Arbogastes hatte sich in die Gebirge gerettet. Mehrere Tage irrte er zwischen schwebenden Felsen und schwindelerregenden Abstürzen umher. Zu schuldig, um Verzeihung zu hoffen, zu hochherzig, sie auch nur zu wünschen, starb er den freiwilligen Tod eines alten Römers.

Theodosius letzte Handlungen und Tod.

Theodosius' dermaliger Sieg war eben
so thränenlos, als der vorige. Kaum §95.
hatten die beiden Hauptverbrecher ihren Lohn empfangen, als er allen Hader zu endigen, alle Fehde zu versöhnen, und durch eine allgemeine Amnestie den Occident und Orient wieder in Eine friedliche Familie zu vereinigen eilte. Die Kinder des Eugenius, die sich in die Freystadt einer Kirche geflüchtet hatten, wurden auf das gütigste von ihm behandelt und versorgt. Keiner seiner Anhänger ward am Leibe, an den Gütern, oder auch nur an der Ehre gestraft.

Ambrosius war auf die erste Zeitung, daß der Usurpator Menland verlassen habe, zu seinem Bischofsitze zurück gekehrt. Hier stand er gerade in seinem priesterlichen Schmuck vor dem Hochaltar, als ihm ein Brief überreicht wurde, in welchem Theodosius ihn eigenhändig von seinem Siege über den Tyrann

nen benachrichtigte, und ihn aufforderte, dem Ewigen seinen Dank darzubringen, Ambrosius legte den Brief selbst, als das wohlgefällige Opfer auf den Hochaltar, und damit der Kaiser den Ruhm seines Sieges nicht durch eine unnöthige Strenge verdunkeln möchte, so eilte er in Person seine Fürbitte für die Empfänger bey ihm einzulegen. Theodosius empfing ihn mit der Ehrfurcht, die so vieler Tugend und Loyalität gebührte; und der fromme Bischof fand, daß der gütige Kaiser bereits seinen feurigsten Wünschen zuvor gekommen sey.

Zum letztenmale war die ganze römische Welt jetzt wieder unter Einem Scepter vereinigt. Theodosius bewährte Tugenden, und sein erst fünfzigjähriges Alter versprachen dem ruhebedürftigen Erbkreis, daß er von so langen Drangsalen endlich einmal wieder würde aufathmen können. Allein die Gesundheit des guten Kaisers war nie eine der festesten gewesen. Der schnelle Uebergang aus der Ruhe und dem Wohlleben des Pallastes zu den Beschwerden eines mühseligen und gefährvollen Feldzuges, hatte dieselbe noch mehr erschüttert, und die täglich zunehmenden und täglich ernstlicheren Symptome einer unheilbaren Wassersucht mahneten ihn an seine nahe Auflösung. Wer, der die Menschheit und ihre Gebrechen kennet, wird zu behaupten wagen, daß der gefühlvolle Kaiser, der gerade jetzt den Gipfel seiner irdischen Größe errungen hatte, und was noch mehr ist, seiner hohen Stufe sich gewachsen, und würdig fühlte, eine

so unzeitige Mahnung mit stoischem Gleichmuth entgegen genommen habe. Für sich selbst zwar mochte er meinen, genug gelebt zu haben. Er glaubte an das Uebrigbleiben der Seele, an die Vergeltung der erfüllten Pflicht in einer höhern Welt, und an das Wiedersehen derer, die das schonungslose Verhängniß für Hienieden trennte, in einem hellerem Jenseits. Manches Band, das an die Erde ihn fesselte, war durch die Hand des Todes gelöst worden. Noch jüngst war sein zweytes geliebtes Weib in die Ewigkeit gegangen, und ihr unersetzlicher Verlust hatte die Welt ihm nicht wenig verleidet. Auf der andern Seite aber schien der zerrüttete Occident, die noch unbefestigte Ruhe des Reichs und das unberathene Alter seiner beyden übrigen Söhne seiner pflegenden Fürsorge noch für eine Weile zu bedürfen, so manche noch zu berichtigende Angelegenheiten droheten seine letzten Stunden zu überladen, zu erdrücken, und zu erschweren. Um jedoch noch alles zu thun, was seine sinkende Kraft und die kurze Frist, so ihm noch möchte gegönnt werden, erlaubte, begab er sich von Aquileja nach Meyland. Honorius, sein jüngerer Sohn, ward aus dem Orient entboten. Er kam auf Flügeln der Pflicht und Liebe, und der kranke Vater fühlte in den Armen des geliebten Sohnes sich zur Hälfte genesen. Im Allerheiligsten der Kathedrale legte er den Knaben in Ambrosius Arme, und empfahl ihn des erfahrenen Greises Gebet, Obhut und leitenden Rath.

Um dem Volke ihn zu zeigen, fuhr er auf einem prachtvollen, mit Lorbeerkränzen umwundenen Wagen mit ihm durch alle Gassen der Residenz, führte ihn zurück in den Pallast, und ernannte ihn zum Beherrscher des Occidents, den großen Stilico aber zu seinem Vormunde und Pfleger. Stilico, sprach der gerührte Vater, du warst mein Freund, der Gefährte meiner Gefahren, der Genosse meiner Siege; sey diesem Jünglinge was du mir warst, und laß mich ruhig sterben.

Erschöpft durch so manche angreifende Gemüths-Bewegungen, mußte der franke Kaiser sich zu Bette legen. Gewissenhaft nutzte er die ihm noch übrige Frist, um alle Vorkehrungen zu treffen, welche die Ruhe des Reichs nach seinem Hintritt sichern könnten. Manche Mißbräuche wurden noch von ihm abgestellt; manche Fehden ausgeglichen, und manche Risse geheilet. Er versöhnte die Bischöfe des Occidents mit Flavianus von Antiochien. Er belohnte auf die Fürsprache des Senats die Tugend zweener Brüder aus der erlauchten Familie des Probus, durch das Consulat. Dann machte er sein Testament. Er bestätigte in demselben die Theilung des Reichs zwischen seinen beyden Söhnen; er ermahnte sie zur Gottesfurcht, als der Quelle aller Regententugenden, und zur Eintracht, als dem Eckstein ihres wechselseitigen Glücks. Durch einige Vermächtnisse zu Gunsten der Kirchen bewies er seine Frömmigkeit auch in den letz-

ten Augenblicken. Da er durch die Zerstreung unzähliger Geschäfte war gehindert worden, den Theilnehmern der letzten Rebellion durch eine eigene Vergeffenheitsacte die Vergebung zuzusichern, so that er es in diesem letzten Willen. Endlich befahl er seinem Sohne, bey Verlust seines Segens, eine dem Volk äußerst lästige Auflage aufzuheben, deren der Staat seiner Einsicht nach nicht mehr bedurfte.

Nach dem er solchergestalt alle irdische Sorgen von sich abgewälzet hatte, fühlte er sich in etwas erleichtert, und ließ der Municipalität sagen, daß, wenn es ihr gefiele, die feyerlichen Spiele, die zu Honorius Ehren angestellt, wegen der Krankheit des Kaisers aber verschoben waren, morgen zu halten, er denselben beywohnen zu können hoffe. Er wohnte ihnen wirklich bey, doch nur am Morgen. Den Rest des Tages mußte Honorius seinen Platz vertreten. Er aber legte sich zu Bette, unterhielt sich mit Ambrosius von den Erwartungen eines bessern Lebens, und entschlief noch in der nämlichen Nacht; vier Monden nach seinem letzten Siege, im sechzehnten Jahr seiner Regierung, und im ein und funfzigsten seines Alters.

Am vierzigsten Tage nach seinem Tode ward ihm den Gebräuchen der Kirche gemäß eine prächtige Leichenfeyer gehalten. Honorius und das ganz Kriegsheer wohnten ihr bey. Ambrosius hielt dem Todten eine Lobrede. Aber die Thränen der verwaissten Millicnen ehrten sein Gedächtniß mehr, als alle rednerische

Blumen, welche der heilige Bischof, wiewohl aus vollem Herzen auf seine Urne streuete.

Die Ueberbleibsel des frommen Kaisers wurden nach Constantinopel geführt, und in dem Mausoleum des großen Constantinus beigesetzt. Nie hatte das Reich sich verlassenener gefühlt, als in diesem Augenblicke. Heiden und Christen, Rechtgläubige und Ketzer vergaßen ihrer wechselseitigen Feinden, und vereinigten sich in dem Lobe und in der Beiflage um den guten Fürsten. Die Einen sprachen ihn seelig; und die Andern versetzten ihn unter die nämlichen Götter, deren Dienst zu stürzen zu Theodosius angelegentlichsten Regierungsgeschäften gehört hatte.

Das Erlöschen des Heidenthums.

Sechzig Jahre nach Constantius Uebertritt zum Christenthum, wurden in der ganzen römischen Welt die Tempel zerstört. Die Politik der ersten christlichen Kaiser hatte sie geduldet; aber dem frommen Theodosius dünkte eine solche Duldung, Hochverrath wider die Alleinherrschaft des einigen wahren Gottes.

In der alten Hauptstadt des Reichs hatte das Prachtgebäude der constitutionellen Religion sich noch bisher in vollem Glanze erhalten. Noch immer führten die verschiedenen gottesdienstlichen Verbrüderungen fort, ihre durch die Verfassung autorisirten und die Meinung von eils verfloßenen Jahrhunderten geheiligten Gebräuche zu üben. Funfzehn Pontiffe

ces richteten über alle dem Gottesdienst angehörige Sachen und Personen. Fünfzehn Auguren beschauten aufmerksam die Gestalt des Himmels, und den Flug der Vögel. Fünfzehn Quindecimviren bewahrten und befragten in schwierigen Ereignissen die sibyllinischen Bücher. Sechs Vestalen schürten das heilige Feuer, und beobachteten das Gelübde der unverletzten Jungfrauschaft. Sieben Epulonen besorgten die heiligen Umgänge und die festlichen Schmäuse. Drey Flamines bedienten die Schutzgötter des Reichs, den Jupiter, den Mars, und den Quirinus. Und der Rex sacrificiorum vertrat bey den feyerlichen Opfern noch immer die Stelle des abtrünnig gewordenen Herrschers. Alle diese verschiedenen Collegien genossen noch immer ungekränkt der Vorrechte, Freyheiten, Einkünfte, und bürgerlichen Ehrenbezeugungen, welche die Gesetze ihnen zugesichert hatten. Die ersten Senatoren Roms saßen unter den Auguren und Pontifices. Die christlichen Kaiser selbst hatten sich nicht gewegert bey ihren Thronbesteigungen die Würde des Oberpriesters zu übernehmen, und mit dem Purpur verbrämten Gewande, mit der Inful, und mit dem Stabe des Summus Pontifex sich zu schmücken. Gratianus war der erste, der diese prophanen Insignien unerbittlich verschmähte, die Vorrechte der Priester aufhob, ihre Einkünfte zu Gunsten der Kirche oder des Staats einzog, und den Altar der Victoria, über welchem die Senatoren in Eidspflicht genommen wurden, für immer aus dem

Versammlungsstätte des Senathauses entfernte. Der nämliche Gratian verschonte indessen die Bildsäulen der Götter; er ließ die vierhundert vier und zwanzig Tempel der Hauptstadt unangetastet; und der gewissenhafte Gläubige fühlte sich noch immer in jedem Winkel der Stadt durch den Anblick blutender Opfer, oder den Geruch aufsteigender Opferdünste beklemmt und beleidigt.

Dem größtentheils noch heidnischen Senat, der jede seiner Sitzungen mit einem feyerlichen Opfer auf dem Altar der Victoria zu beginnen pflegte, that eine Entfernung dieses alten und bedeutungsreichen Denkmals sehr wehe. Nicht weniger denn vier ansehnliche Gesandtschaften wurden an die Kaiser abgeordnet, um die Rückgabe desselben von ihnen zu ersehen.

384. In der Person des berühmten Symmachus, des glühendsten Verehrers und heißesten Vertheidigers der untergehenden Staatsreligion, besaß die Gesandtschaft einen geübten und beredten Sprecher. Alle Zauber seiner Kunst erschöpfte der gewandte Redtor, um die Phantasie des jüngern Valentinian zu entflammen, sein Herz zu bestechen, und seine sympathetischen Gefühle aufzuregen. Ohne sich auf die Religion des Kaisers den geringsten beleidigenden Seitenblick zu erlauben, nützte er den Scepticism um den Aberglauben zu vertheidigen, drang auf die Unerklärbarkeit des Universi, zeigte, wie weise es sey, wo die Vernunft schweige, dem Herkommen zu folgen, erinnerte an die glorreichen Zeiten, die

das gemeine Wesen dem Dienst und dem Schutze der Götter verdanke, und ließ endlich eine ehrfurchtswürdige Matrone, die heilige und ewige Roma selber in den rührendsten Accenten ihre eigene Sache führen: „Erbarmet euch, ihr Väter des Vaterlandes, „erbarmet euch meines hilflosen Alters, das aus der „lautern Quelle der ungeheuchelten Gottesfurcht die „süßesten Labiale schöpft. Vergönnt mir, eine Weise „beizubehalten, welcher zu entsagen eine mehr denn „tausendjährige Gewöhnung mir verbietet. Erlaubt „mir, die ich frey gebohren wurde, bey meinen häuslichen Einrichtungen zu beharren. Diese Religion „hat mir die Welt unterworfen. Diese Gebräuche „haben den Hannibal von meinen Thoren, den Gallier vom Capitol zurück geschlagen. Warum sollte „mein graues Haar zu so unerträglicher Schande gespart werden? Gene neue Weise, die man mir aufzudringen suchet, kenne ich nicht; das aber weiß ich, daß es ein undankbares und hoffnungsloses Geschäft ist, das Alter noch bekehren zu wollen.“ — Alle diese rührenden Töne wurden von Ambrosius donnernden Nachsprüchen übertäubet. Valentinian blieb unerschüttert; die Victoria kam nicht wieder, und als Theodosius nach Maximus A. 388. terjochung triumphirend in Rom einzog, schleifte er die Götter des Alterthums an den Rädern seines Siegeswagen durch die Gassen der ewigen Stadt. In vollem versammelten Senate ward die wichtige Frage vorgetragen, ob die Verehrung Jupis

ters hinfort die gesetzmäßige Staatsreligion seyn sollte, oder die Verehrung Jesu Christi. Des Kaisers imposante Gegenwart dämpfte jeden Widerspruch. Symmachus willkürliche Verbannung bewies den Ernst seines Entschlusses. Die Stimmen wurden gesammelt. Mit weit überlegener Mehrheit wurde Christus anerkannt, und Jupiter aller Ehren und Würden entsetzt. Die edelsten Familien Roms, die Anicii, die Bassi, die Paulini traten zum Christenthum über. Die Catonen und die Gracchen wetteiferten, ihre hohenpriesterlichen Kleider, diesen gleißenden Balg der alten Schlange, von sich abzustreifen, die schneeweissen Gewänder der wiedergeborenen Unschuld anzulegen, und den Stolz der consularischen Fascen vor den Gräbern der Bekenner Christi in den Staub zu senken. In einem förmlichen Senatschlusse entsagte Rom dem Dienst der Götter; seine verödeten Tempel versanken in Schutt und Asche, und das weltbeherrschende Capitol pflanzte ein bescheidenes Kreuz auf seiner Scheitel.

381. Ungleich rascher noch, als in der Hauptstadt, glaubte Theodosius in den Provinzen verfahren zu können. Während des gothischen Krieges schon wagte er es, durch mehrere auf die Vertilgung des Götzendienstes abzielende Edicte das Mißvergnügen der noch immer zahlreichen Anhänger des Heidenthumes zu reizen. Was im Orient dem Despotismus durchzusetzen gelungen war, das versuchte er nach Maximus Bezwingung mit gleichem

Erfolge im Abendlande, und jeder Triumph des eifrigen Kaisers vermehrte zugleich den des Christenthums. Nachdem zuerst diejenigen Opfer verboten worden waren, vermöge derer man die Zukunft zu erforschen meinte, so wurden binnen kurzen alle Arten von Immolationen untersagt. Damit die Anhänger des verbotenen Cultus destoweniger in Versuchung kommen möchten, den kaiserlichen Willen zu überschreiten, so wurden im Osten Eynegius, im Westen Jovius und Gaudentius bevollmächtigt, die Tempel zu verschließen, die Opfergeräthe zu zerstören, und die dem Gottesdienste geweihten Ländereyen einzuziehen. Damit die bedrängten Heiden selbst mit der Erwartung eines zweyten Julians sich nicht trösten möchten, der die geschlossenen Tempel wieder öffnen, und die verödeten Altäre wieder herstellen würde, so unterzogen manche eifrige Bischöfe, schwärmerische Mönche und fanatische Klausner sich dem vermeintlich verdienstlichen Geschäfte, die Behausungen der Dämonen von Grund aus zu zerstören. An der Spitze eines Schwarmes von Mönchen zog der heilige Martinus Turonensis mit Schwertern und mit Stangen aus, mit Aerten, Hauen, Sägen und Beilen um die Tempel seiner Diocese zu zerstören, die Götzzenbilder zu verbrennen, und die geweihten Bäume umzureißen. Durch die Kraft seines Gebetes stürzte er manche stolze Statue von ihrem Säulenkahle herunter, nagelte die andrängenden Götzendiener

mit dem Zeichen des Kreuzes an den Boden, und bannte die heulenden Dämonen in die Wüste. In dem Kirchsprengel von Apamea unternahm der heilige Marcellus die Zerstörung des prächtigen Jupiter-tempels, dessen erhabenes Dach auf fünfzehn ungeheuern Pfeilern ruhte, deren mächtige Quadern mit Blei und Eisen unverwundbar an einander gelöthet waren. Diese unwandelbaren Massen spotteten beydes des Feuers und des Eisens. Ein schwarzer scheußlicher Teufel vereitelte hartnäckig alle Bemühungen der Tempelstürmer, und wich nicht eher als bis die Fundamente der Pfeiler umgraben wurden, und das Ganze in Schutt und Trümmern zerfiel. Aufgeblasen durch einen so glänzenden Sieg rüstete der heilige Marcellus sich zu neuen Feldzügen gegen das Reich der Finsternisse, und schon lagen in seinem ganzen Kirchsprengel die Tempel und die Altäre in der Asche, als ein Schwarm aufgebrachter heidnischer Bauern den irrenden Ritter überfiel, und lebendig verbrannte; ein Bubenstück, das man als eine große Wohlthat für den heiligen Mann betrachtete, als welcher dadurch der Märtyrerkrone theilhaftig wurde. Sehr wenige nur von diesen Gebäuden, die zum Theil zu den vollendetsten Meisterstücken der alten griechischen Architektur gehörten, entgingen der allgemeinen Verwüstung. Rücksichten der Furcht, der Habsucht, des Geschmacks, selten aber nur des gemeinen Nutzens, retteten das Eine und das Andere. Der prächtige Sonnentempel zu Heliopolis ward zu einer christlichen Kirche

geweiht; das nämliche wiederfuhr dem Tempel der himmlischen Venus zu Karthago, dessen geweihte Bezirke zwey römische Meilen im Umfange maßen; und eben einer solchen Weihe verdanken wir es, daß der majestätische Dohm der Rotunde bis auf unsern Tag erhalten wurde.

Schon hatten im ganzen römischen Reich die Opfer aufgehört, als man noch immer fortfuhr, sie im Tempel des Serapis zu dulden. Serapis, ein ursprünglich phönizischer Götze, war unter den Ptolemäern nach Egypten verpflanzt worden, und hatte nach und nach alle eingebohrte Gottheiten, ja selbst den König des Himmels, den Osiris, von seinem Throne verdrängt. Alexandrien, das stolz war die Stadt des Serapis zu heißen, war der Hauptsitz seiner Verehrung. Ein ungeheurer Berg war ihm zu Ehren im Bezirke der Stadt aufgeführt worden, dessen geräumige Höhlung von mächtigen Pfeilern gestützt, und zum Behufe der Haushaltung des Gottes in eine Menge einander labyrinthisch durchkreuzender Keller und Gemächer vertheilt war. Auf der Oberfläche des Berges, hundert Schritte über dem Niveau der Stadt erhaben, ruhte auf Pfeilern von den erlesensten Marmorarten der Tempel des Abgottes, dessen innere Wände mit kupfernen, silbernen und goldenen Platten überzogen waren, deren jede die andere deckte, und nach Maßgabe der mehreren oder mindern Festlichkeit des Tages der ärmern oder reichern Platz machte. Ein viereckter Säulengang um-

gab den Tempel; geräumige Gebäude, mit welchen man den Rand des Kunstberges umkränzt hatte, enthielten die Wohnungen der Priester und Tempelbedienten, und unter mehreren Schätzen auch die berühmte Büchersammlung, die nach ihrer Verwüstung unter Julius Cäsar mit neuem Glanze aus ihrer Asche hervor gestiegen war. Ein tief gewurzelter Wahn, daß mit dem Sturz des Serapis der zürnende Nil seine Urne verschließen, und das lechzende Land seiner befruchtenden Gewässer berauben würde, hatte den furchtbaren Serapis bisher vor allem Untasten geschützt; und während der capitolinische Jupiter aller seiner Herrlichkeit beraubt im Staube lag, behauptete sein egyptischer Nebenbuhler sich noch immer auf seinem unzugänglichen Throne.

389. Theophilus, damaliger Erzbischof von Alexandrien, ein fühner bössartiger

und goldgieriger Mann, beschloß das Abenteuer zu bestehen, das so manchen seiner wackern Bohrfahren zu mißlich gedäucht hatte. Die Heiden, die sich keines Guten zu ihm versahen, und seinen Anschlag argwohnen mochten, beschloßen ihm zuvor zu kommen. Entflammt durch die fanatischen Aufforderungen des Philosophen Olympius, erregten sie einen Tumult, verschanzten sich im Tempel ihres Gottes, schlugen die Stürmenden in etlichen verzweifelter Ausfällen zurück, und opferten die unglücklichen Gefangenen ihrem Gözen. Ein Waffenstillstand ward endlich verabredet, während dessen man die kaiserliche Will-

lensnehmung einholen wollte. Theodosius Sendschreiben kam an. Auf dem großen Platze von Alexandrien versammelten sich die beyden rivalisirenden Parthenen, von denen die des Serapis frehlich bey weiten die schwächste war. Das kaiserliche Edict ward verlesen; Serapis ward zum augenblicklichen Untergange verurtheilt; der Christen triumphirendes Jubelgeschrey stieg tobend gen Himmel, und die Anbeter des Götzen schlichen voll Ingrimmes und Verzweiflung zu Hause. Theophilus säumte nicht, den kaiserlichen Befehl zu vollziehen. Der heilige Berg ward erstürmt; die eisernen Thorflügel wurden aus den Angeln gehoben, und der imponirende Anblick des furchtbar thronenden Riesengebildes schüttelte jeden Zuschauer mit unheimlichen Grauen. Auf einem goldenen Stuhle sitzend, berührte Serapis mit seiner Scheitel die Decke, mit seinen Seiten die Wände des Heiligthumes. Auf seinem Haupte trug er den Schesfel, das Sinnbild des Ueberflusses, in seiner Rechten den weltbeherrschenden Scepter, in seiner Linken das emblematische Ungeheuer, ein schlangenähnliches Gebilde, dessen Unterleib in drey pfeilsförmige Schweife endete, während der Obertheil in den Kopf eines Hundes, eines Löwen, und eines Wolfes auslief. Ausgeblizet von der Majestät des Gottes, wagte keiner es, ihn anzutasten. Es war Volksglaube, daß in dem Augenblicke, in welchem irgend eine kirchenräuberische Hand an dem furchtbaren Gotte sich vergriffen, der Himmel und die Erde erschüttern, und die Schöp-

fang ins alte Chaos zurück fallen würde. Aufgemuntert durch das Zureden des Theophilus wagte einer der beherztesten Soldaten es endlich, die Leiter hinan zu steigen, die mächtige Streitart zu schwingen, und mit einem der gewaltigsten Streiche das Antlitz des Götzen zu verwunden. Die abgeschlagne Wange fiel zu Boden. Kein Blitzstrahl zuckte; der Donner schwieg, und Himmel und Erde beharrten in gewohnter Ruhe. Ein Schwarm von Mäusen, der aus des Götzen geöffnetem Hohlkopfe hervor polterte, verwandelte das Lachen der Zuschauer in Hohngelächter. Jeder beeiferte sich an dem ohnmächtigen Gotte zum Ritter zu werden. Serapis sank in Trümmern; seine Gliedmaßen wurden schmäblich durch die Gassen geschleift, und sein ungeheurer Rumpf unter dem Tauchzen des spottenden Volkes im Amphitheater verbrannt. Jetzt wurde der Tempel der Erde gleich gemacht; manche feine Büberen, mit welcher die verschmitzten Priester den Leichtgläubigen herückten, ward dem Volke aufgedeckt; mancher lächerliche oder schändliche Gegenstand der abergläubigen Verehrung ward zum Spotte der Vorübergehenden, und zur Beschämung des Heidenthums öffentlich ausgestellt; die goldnen und silbernen Gefäße und Bildnisse wurden sorgfältig umgeschmolzen; der unschätzbare Bücherchatz, die allereddelsten Monumente des menschlichen Geistes gingen im Rauch und in der Flamme auf; und nur die unermüßbaren Fundamente des ungeheuren Baues blieben

ben übrig, um die Wandelbarkeit im Gedankenreiche der Menschen zu bezeugen. Immer noch nährten die Verehrer des Serapis eine leichte Hoffnung, daß der fromme Nil die Sache ihres Gottes rächen würde. Die Ueberschwemmung säumte zu gewöhnlicher Zeit einzutreten, und die Götzendiener frohlockten. Möglicherweise schwellen die Wasser des Flusses zu einer Höhe, welche eine Sündfluth fürchten ließ, und die Verehrer des Serapis frohlockten aufs neue. Als aber der launische Fluß bald wieder zu seiner gehörigen fruchtbringenden Tiefe herab sank, verschwanden Furcht und Hoffnung, und Serapis wurde vergessen.

Der Fall des großen Serapis gab übrigens im ganzen Egypten die Losung zum Umsturz der Götzen. Das abgöttische und wollüstige Canopus wurde gereinigt; der Tempel seines verabscheuungswürdigen Götzen ward aus einem sitzlichen in ein physisches Kloak verwandelt. Binnen wenigen Jahren sahe man, wo sonst Tempel gestanden, und Altäre gedampft hatten, christliche Rauchfässer schwingen, nie erlöschende Lampen unter den Bildern der Heiligen glimmen, und statt eines Serapis, eines Canopus, oder Osiris, den frommen Gläubigen vor einem halbverwesten Märtyrergebein, oder vor einem Lumpen knien, das jene Gebeine einst im Leben eingehüllet hatte.

Theodosius letztes Religionsedict versetzte dem Heidenthum den Todesstreich. 390.

So bestimmt und entschieden auch seine frühern Edicts

ihm dünken mochten, so lehrte doch die Erfahrung, daß die Liebhaber des Götzendienstes ihnen durch mancherley künstliche Wendungen zu entchlüpfen wußten. Sie belegten ihre religiösen Zusammenkünfte mit den Namen gesellschaftlicher Schmäuse. Sie versammelten sich an den Festen der Götter unter dem Schatten irgend eines geweihten Baumes, verzehrten mit einander das geröstete oder gebratene Fleisch des geschlachteten Thieres, und heiligten das ländliche Mahl mit dem Anzünden des Weihrauchs, und dem Absingen gottesdienstlicher Hymnen. Daben vermieden sie sorgfältig, wieder den Buchstaben des Gesetzes zu verstoßen, enthielten sich jeder Zeremonie, die ihrer Feyer den Schein eines Trank-Speis- oder Brandopfers geben könnte, und eludirten auf diese Weise den Sinn und die Meinung des Gesetzes. Allen diesen Ausreden ward durch Theodosens letztes Edict unausweichlich vorgebeugen. In den stärksten und umfassendsten Ausdrücken erklärte der Kaiser, daß niemand, er sey weß Standes, Alters, Geschlechtes oder Ranges er wolle, weder in den Städten, noch in irgend sonst einem Orte, ein lebloses Idol durch das Darbringen was immer für eines Opfers ehren solle. Wer es wage die Eingeweide der Thiere um die Zukunft zu befragen, solle ohne Rücksicht auf den Gegenstand seines Vorwitzes des Hochverraths schuldig befunden, und mit dem Tode bestraft werden. Wer den häuslichen Göthen irgend eine Art von religiöser Ehre bewies, es sey durch das Verbrennen

nen des Weihrauchs, oder das Anzünden der Kerzen, oder das Aufhängen von Kränzen, oder das Ausgießen eines Trankes, der solle das Haus und den Boden verwärkt haben, auf dem er diesen Gräuel verübte. Wer hinterlistiger Weise die Wohnung, oder den Boden eines Fremden zu seiner Gottlosigkeit mißbrauche, solle demselben eine Buße von fünf und zwanzig Pfunden Goldes entrichten; und wer aus heimlicher Feindschaft gegen die constitutionelle Religion die Uebertreter dieser Gesetze hege, verhele oder begünstige, der solle mit den Uebertretern einer Strafe schuldig seyn. Allen Obrigkeiten, Statthaltern, Anwälten und Richtern ward bey schwerer Strafe aufgegeben, auf das strengste über der Befolgung des Gesetzes zu halten; und einige exemplarische Beahndungen überzeugten die Lässigen bald von dem Ernste des Kaisers. Nach der ganzen Strenge seines Inhaltes wurde der theodosische Codex in Uebung gebracht, und der Hellenismus auch aus seinem letzten Schlupfwinkel heraus gescheucht. Da man jedoch nicht gerade mit Feuer und Schwert verfolgte; da man den Heiden nicht eben zumuthete, zwischen der Laufe und dem Scheiterhaufen zu wählen; da es ihnen noch immer unverwehrt blieb, die neue kirchliche Gesellschaft zu meiden; da sie nach wie vor des bürgerlichen Schutzes sich zu erfreuen hatten, zu militärischen und bürgerlichen Aemtern befördert wurden, auch, wie die wüthenden Invektiven des Iosimus,

Cunapius, und der neuen Platoniker Lehren, der ungebundensten Red- und Schreibfreiheit genossen, so ergaben sie sich in ihr Schicksal, und unterwarfen sich zwar murrend, doch dulnd, dem unumschränkten Willen des Despoten. Ohne einige Erschütterung ward im ganzen Umfang der römischen Welt die Uebung einer Religion abgestellt, welche weniger denn jede andere auf übersinnliche Dogmen gestützt, der äußern Uebung weniger entbehren kann, denn andere. Seiner Tempel beraubt, von seinen Priestern verlassen, von schriftlichen Urkunden gänzlich entblößt, entwohnte sich der große Haufe allmählich eines Glaubens, welcher durch keine sinnliche Zeichen weiter auf seine Einbildungskraft wirkte. Das Bedürfnis der Religion, ein Bedürfnis, das nicht bloß auf die Postulate einer kultivirten praktischen Vernunft, das schon auf die unverilgbarsten Instincte des ungebildeten Menschen, auf die der Furcht und der Hoffnung sich gründet, und eben darum in den Zeiten des Drucks und der Drangsale am lautesten spricht, trieb ihn früher oder später in den Schoß der herrschenden Kirche, welche sich ihrer Seite sorgfältig mit allem Bomb des Heidenthums ausgeschmückt hatte, um den schüchternen Proselyten zu locken, zu gewinnen, und zu fesseln. So geschah es, daß noch vor Ablauf der nächsten Zuegung der Polytheismus in der römischen Welt, wenn nicht vertilgt, so doch gänzlich umgemodelt wurde; daß der Heilige den Gott verdrängte, der Märtyrer den Heros, der Schutzpatron die Laren, der ungeheure Wust geschmackloser Legenden die reizenden und genealogischen Mythen des Hesiod und Orpheus.